

Detlev Stäcker ·
Wundersame Geschichten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-231-0

Copyright © 2020 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Detlev Stäcker

Wundersame Geschichten



PRINCIPAL VERLAG

Inhalt

DER SPRECHENDE LINDENBAUM	7
EIN STÜCK HOLZ AM STRAND	33
DIE PREUSSISCHEN ZWILLINGE	71
DAS HALSBAND	146
DER SECHSTE SINN	208
MEHR	265
DIE ROTE MARIE	328
DIE QUELLE	366

DER SPRECHENDE LINDENBAUM

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einem Städtchen im oberen Frankenland, einer recht einsamen Region in Deutschland, ein Mann namens Gotthelf Traurig. Von Beruf war er wie sein Vater und seine Vorfäter Schreiner und Drechsler. Er fertigte Treppen, Türen und Fensterrahmen an und baute für Leute, die es sich leisten konnten, Möbelstücke, Betten, Tische, Stühle, Truhen, Tellerborde und auch schon einmal einen Schrank, in dem die Frau des Hauses ihre Wäsche, die Sonntagskleidung der Familie oder ihr gutes Geschirr aufbewahren konnte.

Meister Traurig wohnte am Rande des Ortes in einem geräumigen Fachwerkhaus, das alter Familienbesitz war. Hinter dem Haus befand sich die Werkstatt, an dessen einer Seite ein munterer Bach floss, der über ein Wasserrad die große Säge und andere Werkzeuge in der Werkstatt antrieb. Auf der anderen Seite gab es ein Stallgebäude für die Pferde, mit einer Remise für zwei Wagen und dem Platz für das Holzlager.

Hinter der Werkstatt schloss sich ein kleiner grüner Anger an, in dessen Mitte ein alter Lindenbaum mit dickem Stamm und breiter Krone stand. An ihn lehnte sich eine einfache Bank, auf der der Meister nach Feierabend oft ausruhte, ins freie Land zu den Bergen schaute und seine Pfeife rauchte, so wie das viele seiner Vorfahren schon getan hatten.

Der Meister beschäftigte regelmäßig einen Gesellen und einen Lehrling. Und wenn die Arbeit drängte, wie damals, als er dem Grafen Stolzenberg auf der Burg über dem Städtchen die große Halle täfeln und eine Bibliothek einrichten musste, dann stellte er auch weitere Leute ein. Gesellen auf Wanderschaft kamen ja häufig genug durch den Ort und waren froh, wenn sie einmal eine Pause auf ihrer Wanderung einlegen konnten, um sich etwas Geld zu verdienen oder um den Winter in einem warmen Haus zu überstehen.

Geschicklichkeit und Sorgfalt in dem, was er tat, und Aufmerksamkeit gegenüber den Wünschen seiner Kunden hatten den Meister mit den Jahren über seinen Heimatort hinaus bekannt ge-

macht, und er war mit seinen inzwischen fünfundvierzig Jahren zu bescheidenem Wohlstand gekommen. Die Werkstatt war in allem auf dem letzten Stand, das Fachwerkhaus neu ausgebaut und frisch gestrichen. Auf dem Esstisch im großen Zimmer im Erdgeschoss neben der Küche stand sonntags ein Braten, und abends gönnte sich der Meister einen Schoppen Bier oder sogar zwei.

Gotthelf Traurig war Junggeselle geblieben, nachdem er als junger Meister einmal um ein hübsches Mädchen aus dem Nachbarort gefreit hatte, sie aber einen anderen ihm vorgezogen hatte. Das hatte ihn so gegrämt, dass er beschlossen hatte, nie wieder an Heirat zu denken. Die Leute des Ortes hatten nach diesem Ereignis oft gesagt, dass er seinen Namen Traurig wohl zu Recht trage, weil er immer einen so niedergeschlagenen Eindruck mache.

Seinen Haushalt führte Anna, die schon seinen Eltern als Mädchen für alles gedient hatte. Inzwischen hatte sie die sechzig lange überschritten und klagte gelegentlich über Schmerzen im Rücken und in den Gelenken. Mit im Haushalt lebten, wie es damals üblich war, die Gesellen und Lehrlinge aus der Werkstatt. Sie saßen mit am Tisch und schliefen oben im dritten Stock unter dem Dach.

Eines Tages im Mai fragte der Apotheker des Ortes, für den der Meister einen Schrank für die Medizinflaschen gefertigt hatte, ob er in seinem Haushalt nicht Hilfe gebrauchen könne. Ihm schein, dass Anna, die bei ihm den Haushalt führe, mittlerweile etwas hilflos geworden sei. Er als Apotheker, zu dem sie regelmäßig wegen der Medizin komme, die sie brauche, müsse das ja wissen. Meister Traurig fragte etwas misstrauisch, warum er das denn wissen wolle. Der Apotheker erklärte etwas umständlich, dass er seit Kurzem eine erwachsene Nichte, Tochter seines Schwagers, im Hause habe, die sich Arbeit wünsche. Sie sei aus dem Schwäbischen zu ihm gekommen, nachdem ihre Eltern kurz nacheinander gestorben seien. Er selbst und seine Frau Minna hätten genug Bedienstete und könnten sie nicht im Haushalt oder in der Apotheke beschäftigen. Und es sei doch sehr schade, dass ein tüchtiges junges Frauenzimmer, das etwas auf sich halte, so in den Tag hinein und ohne rechte Arbeit lebe. Das sei sicher bedenkenswert, antwortete der Meister; er werde sich das durch den Kopf gehen lassen.

Als die alte Anna kaum eine Woche später ihm sagte, dass sie sich nicht recht wohlfühle und die Hilfe des Lehrlings bei der Besorgung des Hauses brauche, suchte Meister Traurig den Apotheker auf, kam auf die Unterhaltung von vor ein paar Tagen zu sprechen und erklärte, dass er möglicherweise eine Unterstützung gebrauchen könne. Ob er die Jungfer denn einmal kennenlernen könne.

Der Apotheker rief alsbald nach seiner Frau. Die kam wenig später in Begleitung einer etwa 25 Jahre alten, wohlgestalteten Frau in den Laden. Dies sei die Jungfer Hilda, Tochter ihres Bruders Maximilian Schönbein, weiland Apotheker in Esslingen im Schwäbischen, sagte sie. Sie sei zur Waise geworden, nachdem ihre Eltern ein Jahr zuvor von einer Seuche hingerafft worden seien, und darum zu ihnen gekommen. Und dann sprach sie über ihre Nichte, ihren Charakter und ihren Fleiß in den höchsten Tönen.

Die junge Frau vor ihnen senkte, als sie sich von ihrer Tante so überschwänglich gelobt hörte, den Kopf, wurde über und über rot und spielte unsicher mit dem Tüchlein in ihren Händen.

Meister Traurig, der ihre Verlegenheit verstehen konnte, wandte sich direkt an sie. »Man braucht sich nicht zu schämen, Jungfer Hilda, wenn Gutes über einen gesprochen wird, wenn man im Bewusstsein lebt, Gutes zu wollen. Ihr wisst ja, warum ich heute hier bin, und habt sicher gehört, in welchen Verhältnissen ich lebe. Wollt Ihr mir denn dienen und meiner Haushälterin Anna helfen, den Haushalt zu führen, den man Euch sicher schon beschrieben hat?«

Er hatte noch etwas über eine Probezeit und über die Entlohnung sagen wollen, die für Hausgesinde gering war, wenn es überhaupt neben Kost, Logis und einem gelegentlichen Kleidungsstück ein Entgelt gab. Zum Weitersprechen hatten ihm plötzlich die Worte gefehlt. Die junge Frau hatte ihr Gesicht gehoben und ihn direkt angesehen. Mit Tränen in den Augen und einem, wie es ihm schien, flehentlichen Ausdruck beteuerte sie: »Aber ja, werter Herr, sehr, sehr gerne.«

Es erschien ihm, dass sie sich nichts Schöneres vorstellen konnte, als die Gastfreundschaft des ihr verwandten Apothekerpaares zu verlassen. Sie hatte sich selbst wohl als Last empfunden. Dabei hatte sie einen so liebreizenden Ausdruck im Gesicht und eine Stimme

so voller Wohllaut, dass sich im Herzen von Gotthelf Traurig etwas rührte und er gleich überzeugt war, dass er mit der Einstellung dieser Jungfer Hilda nicht nur etwas Gutes tue, sondern auch eine für ihn selbst nützliche Entscheidung fälle.

Hilda Schönbein war also in das Fachwerkhaus gekommen und war innerhalb von wenigen Wochen dort nicht mehr wegzudenken. Selbst die alte, inzwischen etwas grämliche Anna, die sonst leicht an allem etwas zu nörgeln fand, war ihr bald zugetan, nachdem sie nun öfter in der großen Stube am Ofen sitzen und stricken konnte, weil die Arbeit, die sie sich vorgenommen hatte, von Hilda schon getan war. Es wehte ein frischer Wind durch das Haus. Und immer häufiger hörte man das Singen und Lachen von Hilda. Auf den Tischen und Fensterbänken standen Blumen, und das Essen auf dem Tisch war um vieles schmackhafter und vielseitiger als zuvor. Dies alles hatte auch Meister Traurig nicht unberührt gelassen. Er freute sich, wenn er Hilda sah, wenn er ihre Stimme hörte und wenn sie es ihm nach Feierabend bequem zu machen versuchte. Er hatte manchmal den Gedanken, wie dankbar er doch sein müsse, dass ihm Hilda ins Haus gekommen war. Seine Miene hatte sich aufgehellt, er war freundlicher geworden und selbst sein Geselle und der Lehrling wunderten sich, dass der Meister sie nur noch selten ausschalt und bei der Arbeit gelegentlich ein Liedchen pfiß.

Darüber war es Anfang September geworden. Eines Abends nach getaner Arbeit setzte sich Meister Traurig wieder einmal auf die Bank unter der alten Linde hinter der Werkstatt und schaute zum Himmel, an dem es Abend werden wollte. Er vermisste seine Pfeife und wollte gerade aufstehen, um sie sich aus dem Haus zu holen, als Hilda mit Pfeife, Tabak, den Zündhölzern und einem Krug Bier um die Ecke kam und ihm das Vermisste brachte.

»Sie ist doch eine sehr aufmerksame und erfreuliche Person«, dachte er bei sich und sah ihr nach, als sie ihn verließ, nachdem sie ihm für sein Bier ein »Prosit« gewünscht hatte.

Der Mond kam hinter den Bergen hervor. Meister Traurig genoss die Stunde, lehnte sich auf der Bank zurück, stützte seinen Kopf an den Stamm der alten Linde und sann vor sich hin. Über ihm flüsterte der Abendwind durch die Blätter des Baumes. Plötzlich war es dem

Meister, als wenn er einen seltsamen Ton vernahm. Ihm war nicht klar, ob er das Geräusch mit seinen Ohren hörte oder ob es aus dem Stamm des Baumes direkt in seinen Kopf drang. Es war jedenfalls nicht das Rauschen der Zweige, auch kein Geraschel, das Tiere in der Nacht verursachen, wenn sie durch das Unterholz huschen. Es war vielmehr wie ein leichtes Raunen, das sich langsam verstärkte und zunehmend zu Worten zu formen schien.

Erst war das alles sehr unbestimmt, aber schließlich konnte er die ersten Worte ausmachen: »Meister Traurig, Meister Traurig! Hört Ihr mich?« Und wie ein Nachhall wisperte es erneut: »Hört Ihr mich?«

Er wollte nicken, konnte seinen Kopf jedoch eigenartigerweise nicht bewegen. Er versuchte zu sprechen und vernahm, wie eine Stimme, die nur entfernt wie seine eigene klang, antwortete: »Ja, alter Lindenbaum, ich höre Euch.«

»Seid Ihr glücklich mit Eurem Leben?«

»Ich weiß das nicht so recht, alter Lindenbaum. Ich habe ein gutes Leben und bin mit dem, was meine Hände tun, ganz erfolgreich und dessen durchaus zufrieden. Aber richtig glücklich? Nein, wohl nicht.«

»Ich weiß, was Euch fehlt, Meister Traurig. Ihr seid wie ein alt werdender Baum, dessen Holz trocken geworden ist und zu schrumpfen beginnt, und der deswegen keine Früchte mehr tragen kann. Warum habt Ihr keine Familie, keine liebe Frau und keine Kinder? Das ist es doch, was das größte Glück auf Erden ausmacht.«

»Ach, das liegt alles hinter mir. Ich habe dem lange entsagt und bin mit dem zufrieden, was ich habe. Und heute würde mich alten Kerl sowieso keine Frau mehr haben wollen.«

»Jeder ist so alt, wie er sich fühlt«, sagt eines Eurer menschlichen Sprichwörter. Bedenkt das und schaut in Euch hinein und um Euch herum. Wenn Ihr Freude an einem wohl gelungenen Möbelstück haben könnt, wenn Ihr einen Mondaufgang wie an dem heutigen Abend genießt, wenn Euer Herz warm wird, wenn Ihr hinter einer hübschen Frau herschaut, dann seid Ihr nicht ganz vertrocknet. Benutzt Eure Sinne, besonders Eure Augen! Lasst Euch von Eurem Gefühl einmal leiten! Ihr müsst darüber ja nicht gleich Euren Verstand aufgeben. Vielleicht gibt es doch noch ein wirkliches Glück für Euch.«

»Das wäre zu schön, alter Lindenbaum. Es wäre zu schön, um daran glauben zu können.«

»Ich werde Euch helfen, die Augen zu öffnen und Eure Sinne zu gebrauchen. Ihr seid ein Mann, für den es sich lohnt«, raunte es in seinem Kopf immer leiser werdend.

Er wollte antworten, aber er vernahm selbst seine eigene Stimme nicht mehr. Stattdessen hörte er ein zunehmendes Rauschen und es war, als wenn eine belebende Kraft aus dem Stamm in seinen Kopf floss und sich in seinem Körper ausbreitete. Er hatte das Gefühl, dass sich sein Herz dehnte und warm wurde.

Gotthelf Traurig reckte sich, bemerkte, dass der leere Bierkrug zu Boden gefallen war. Auch seine Pfeife war erloschen und lag vor der Bank. Er nahm die Dinge auf und sah sich um. Der Mond stand mittlerweile hoch am Himmel.

»Was für ein sonderlicher Traum«, dachte er. »Ich muss wohl eingeschlafen sein.«

Er drehte sich zum Lindenbaum um, fasste an dessen Stamm und glaubte im gleichen Augenblick, etwas zu fühlen und ein Raunen zu hören. Aber es war nichts Bestimmtes. Er lächelte vor sich hin und schüttelte dabei den Kopf.

»Ob doch etwas an der alten Familiengeschichte ist, dass dieser Baum, der vom Ersten unseres Geschlechts, der sich hier vor mehreren Hundert Jahren ansiedelte, gepflanzt wurde, reden kann, wenn in der Familie etwas Besonderes vorfällt? Man kann's ja nicht glauben. Und jedermann, dem ich die Geschichte als wahr erzähle, würde mich wahrscheinlich für verrückt erklären. Der Herr Pfarrer sicher als Allererster.

Immerhin«, dachte er, »vielleicht ist es wirklich noch nicht zu spät für mich. Warum sollte ich mich nicht einmal umsehen? Ich habe schon zu viele Jahre versäumt.«

Als er so dasaß und vor sich hin sinnierte, kam wie ein Schatten Hilda um die Ecke der Werkstatt und stand auf einmal vor ihm.

»Ich wollte nur fragen, Meister, ob Ihr einen zweiten Schoppen Bier wünscht oder ob ich Euch sonst etwas bringen soll?«

Gotthelf Traurig blickte auf, und es war ihm, als sehe er die junge Frau zum ersten Mal richtig. Jedenfalls sah er sie plötzlich

mit ganz anderen Augen. Wie schön sie war. Unter ihrer weißen Kappe, die sie immer trug, quoll ihr glänzendes dunkles Haar hervor und umrahmte ein liebliches Gesicht mit dunklen Brauen über zwei glänzenden, braunen Augen, einer kleinen geraden Nase, Wangen wie mit Pfirsichhaut und einem nicht zu kleinen Mund, der dem Meister besonders auffiel, weil er so schön geschwungen und so rot wie eine große, reife Erdbeere war. Hatte er überhaupt jemals auf ihren Mund geachtet? Sie trug über einer weißen Bluse mit halblangen Ärmeln ein rotes Leibchen, das ihre weibliche Figur betonte und um die Hüften und bis kurz über die Füße, die in leichten Holzpantoffeln steckten, einen langen schwarzen Rock.

»Ein Bild von einer Frau«, dachte Gotthelf Traurig. »Wo hatte ich bisher nur meine Augen?«

»Wollt Ihr Euch nicht einen Moment zu mir auf die Bank setzen, Jungfer Hilda? Es ist heute Abend eine besonders schöne Stunde.« Die Worte kamen aus seinem Mund, ohne dass er wusste, warum eigentlich.

»Das kann nicht recht sein, Meister. Es ziemt sich nicht, dass ich bei Euch sitze und faulenze. Im Haus wartet noch die Wäsche auf mich und die Vorbereitung auf das, was wir morgen essen wollen.«

»Und wenn ich Euch bitte?«, hörte er sich selbst wie mit einer fremden Stimme sagen, denn die Kehle war ihm eng geworden.

Hilda schaute ihn etwas überrascht an. Dann stieg eine leichte Röte ihren Hals hinauf in ihr Gesicht und sie setzte sich auf die Kante der Bank neben den Meister.

»Seid Ihr mit dem, was Ihr bei uns gefunden habt, zufrieden, Hilda?«, begann der Meister.

»Ja, Meister Traurig. Wenn ich das sagen darf: Ich bin glücklich. Es ist das, was ich mir über die Jahre stets erträumt habe. Ich habe zu tun und kann Menschen helfen. Und ich habe den Eindruck, dass die Menschen mit dem, was ich tue, zufrieden sind.«

»Mehr als das, liebe Jungfer Hilda. Irgendwie haben Sie dieses Haus und die, die in ihm leben, verändert. Und das schließt mich ein.«

Sie sah ihn mit großen Augen an. »Euch?«

»Ja, mich. Ich bin fröhlich geworden, seit Ihr hier seid. Es ist wie

ein Wunder. Ich habe es Euch zu danken, dass Ihr so etwas wie ein neues Leben in mein Haus gebracht habt. Ich mag mir nicht vorstellen, dass Ihr uns jemals wieder verlassen würdet.«

»Warum sollte ich? Ich bin zufrieden, wie noch nie in meinem Leben. Am liebsten würde ich immer bei Euch bleiben.« Sie wurde über und über rot, als sie das verlauten ließ.

»Und wenn ich Euch darum bitten würde, und zwar nicht nur als die Haushälterin, die Ihr seid, sondern ich meine ... als meine Frau?« Er stammelte etwas, als er das sagte, und fuhr etwas hastig fort: »Allerdings bin ich im Vergleich zu Euch ein alter Mann und Ihr seid eine junge Frau, die an jedem Finger einen Mann haben kann! Und deswegen zögere ich sehr, Euch überhaupt mit dieser Bitte anzusprechen.«

Sie schwieg eine Weile, als wenn sie sich bedenke, wurde dann ernst und sah ihn direkt an. »Ich weiß nicht recht, was ich antworten soll. Ihr seid ein bekannter, erfahrener und erfolgreicher Mann von großem Ansehen, und ich bin nur eine junge Frau, die nichts vorweisen kann, als das, was ihre Hände leisten können, und ihren guten Willen. Ihr seid wie dieser Baum, Meister Traurig: stark, geschickt und in den besten Jahren. Ihr solltet eine Frau suchen aus Eurem Stand, die Euch ebenbürtig ist, mit einer guten Mitgift, und nicht einem Mädchen wie mir, die nichts hat und nichts ist, einer Mondnacht wegen so etwas bieten.« Und sie setzte nach einem Moment des Nachdenkens hinzu: »Mich verliert Ihr auch so nicht, soweit es an mir liegt.«

Da legte Gotthelf Traurig der jungen Frau die Hand auf den Arm und sagte: »Wenn ich alles bedenke, so könnte ich gerade wegen deiner Worte keine Bessere zu meinem Weibe wählen als dich, du gutes Mädchen. Bitte.«

Da lehnte sich Hilda an ihn und sie besiegelten ihren Bund.

EIN STÜCK HOLZ AM STRAND

Vor vielen Jahren, als die reichen Leute aus New York, Boston und den anderen großen Städten des Landes die nördlichen Küstenregionen Amerikas noch nicht für ihren Urlaub entdeckt hatten und der heute berühmte Acadia National Park in Maine nicht existierte, lebte dort in dem kleinen Ort Southwest Harbor ein junger Fischer namens Bonifacius Goodman. Jedermann in dem Dörfchen, das sich in die enge Bucht zwischen die zerklüfteten Berge schmiegte und nur aus den Häusern und Hütten von Fischern, einer schlichten Kirche und einem Laden bestand, kannte ihn, nannte ihn Bonnie und mochte ihn gut leiden. Sie befanden, er sei ein guter Mann, so wie es sein Nachname sage. Jeder wusste, dass er liebevoll für seine Eltern sorgte, die alt und gebrechlich waren. Im Übrigen war er für andere Leute des Ortes mit seiner Hilfe da, besonders wenn er irgendwo Not sah, wie in der winzigen Hütte, in der Holly Martin, die Witwe eines Fischers, lebte, der auf See geblieben war. Seine Nachbarin brachte sich und ihre beiden Kinder John, den jedermann Johnnie nannte, und Elizabeth, die allen als Lizzie bekannt war, mit Nähen und Stricken und mit so mancher Hilfe von Bonnie durchs Leben.

Bonnie war ein mittelgroßer, kräftiger, meistens fröhlicher Mann von dreiundzwanzig Jahren mit dunklem Haarschopf und blauen Augen, der das Fischerboot, das er von seinem Vater übernommen hatte, selbst bei schlechtem Wetter gut voranbringen konnte. Motore für Fischerboote gab es damals nicht, nur einfache Segel, die an einem kleinen Mast hochgezogen wurden, wenn der Wind es erlaubte. Des Öfteren halfen ihm bei der Fischerei und bei der Sortierung des Fangs und dessen Verkauf Johnnie, der für seine fünfzehn Jahre groß und stark war, oder die dreizehn Jahre alte Lizzie.

Das Fischen vor der Küste hatte Bonnie von seinem Vater gelernt, der zu den Zeiten, als er noch rüstig war, einer der erfahrensten und erfolgreichsten Fischer des Ortes gewesen war. Er hatte alles, was er wusste und konnte – und das ist im Beruf eines Fischers nicht nur das Wissen und Können in der eigentlichen Fischerei und der Führung eines Bootes, sondern auch die Kenntnis der See und des

Wetters – an seinen Sohn weitergegeben. Und so war Bonnie mit seinen Netzen und Angeln besonders für Kabeljau und Plattfische, wie Flundern und Heilbutt, und mit den Körben für den Fang von Hummern so erfolgreich, dass er die Ernährung seiner Familie einigermaßen sicherstellen konnte und sie keine Not leiden mussten.

Bonnie war recht unternehmungslustig und suchte auf dem Wasser laufend nach neuen Fischgründen und guten Hummerplätzen. Er fuhr dafür weiter hinaus aufs Meer und an der Küste auf und ab als alle anderen Fischer des Ortes. Das brachte ihn wegen des im Frühling und Herbst schwankenden Wetters gelegentlich zwar in Schwierigkeiten, aber er war damit fertig geworden, und er hatte Boot und Fang unversehrt zurück an den Landungssteg von Southwest Habor gebracht.

Eines schönen Tages, Anfang Mai, war er wie üblich morgens vor Tau und Tag mit seinem Boot hinausgefahren, hatte wegen einer frischen Brise, die vom Land her wehte, für die größte Strecke sogar sein Segel setzen können und genoss im frühen Morgenlicht das Wasser, den wolkenlosen Himmel und den Blick der langsam kleiner werdenden Berge von Great Desert Island, das heute das Herz des Acadia National Parks ist. So schön das Wetter war und so sehr er seine Ausfahrt genoss, das Ergebnis seiner Bemühungen als Fischer war mager. Die Hummerkörbe hatten nichts außer einem einzigen weiblichen Hummer mit dem Eiersack unter dem Leib hergegeben, und ein solcher Fang musste natürlich zurückgesetzt werden. Die Grundangeln hatten ihm nicht mehr als zwei Flundern beschert, die zwei Stellnetze nur einen Kabeljau, der gerade für das Abendessen der Familie reichen mochte. Und selbst die Versuche, mit den zwei Angeln, die er immer im Boot hatte und die er mit den besten Bissen für den Kabeljau köderte, die er sich vorstellen konnte, brachten keinen Fisch ein, nicht einmal einen Anbiss.

Es gab solche Tage, wie er wusste, meistens solche, an denen besonders schönes Wetter war, an denen kein Fisch hungrig oder neugierig genug war, sich für die Verführungen der Menschen zu interessieren. Das musste man hinnehmen, auch wenn man sich Gedanken darüber machte, was man den Leuten sagen würde, die gerade heute auf das Ergebnis seiner morgendlichen Fahrt war-

teten und sich Fisch oder ein paar Hummer für das Mittag- oder Abendessen wünschten.

Bonnie legte nach einer vergeblichen Stunde die Angelruten beiseite und dachte bei sich, dass er ebenso gut den Tag und das herrliche Wetter für eine Weile genießen könne, ohne sich anzustrengen und trotzdem etwas zum Essen mit nach Hause zu bringen. Er griff nach den Riemen und steuerte eine einsame Bucht an, in der es einen schönen sandigen, von ein paar Felsenriffen begrenzten Strand gab. An den Felsen wuchsen, wie er wusste, die besten und größten Miesmuscheln weit und breit, an die man bei Ebbe leicht herankommen konnte.

Bonnie ruderte das Boot auf den Strand, sprang in das flache Wasser und sicherte das Boot, indem er eine Leine um einen nahe gelegenen Felsen legte. Dann zog er seinen Pullover und die schweren Stiefel aus, rollte seine Hosenbeine auf und watete durch das seichte kalte Wasser zu den Felsenriffen, an denen die Muscheln wuchsen, und füllte den mitgebrachten Beutel. Er legte den Beutel in sein Boot, und da er nach einem Blick auf die Sonne Zeit genug hatte, um rechtzeitig nach Hause zurückkehren zu können, entschloss er sich, ein Bad zu nehmen. Er zog seine restliche Kleidung aus, denn es war sehr einsam in dieser Bucht, und soweit er wusste, hatte sich kaum jemals ein Mensch hierher verirrt, und sprang in das im Mai noch sehr frische Wasser. Er prustete ein paar Mal, als ihm die Kälte unter die Haut ging, schwamm mit schnellen Stößen eine Strecke hinaus und wieder zurück und genoss Anstrengung und Frische des Wassers. Danach rannte er in der Sonne den Strand entlang, um trocken zu werden.

Er war auf dem Rückweg zum Boot, als er am Rande des Wassers, da wo die kleinen Wellen sich überschlagen, bevor sie auf den Sand auflaufen, einen dunklen Gegenstand sah, der ihm vorher nicht aufgefallen war. Er blieb stehen und nahm ihn auf. Es war ein wasserschweres Stück Holz, etwa so lang wie sein Arm und etwas mehr als eine Handspanne breit. Es mochte von einem Schiff stammen, eher, wie Bonnie dachte, von einer der Aufbauten des Schiffs oder Bootes, als von dem Schiff selbst, denn für eine Planke war es nicht dick genug.

»Ein merkwürdiges Stück Holz«, dachte Bonnie und besah es genauer.

Es war von einer ihm nicht bekannten Art, mit stark ausgeprägter, dunkelroter Maserung. Es musste lange im Wasser gelegen haben, denn es war an den Seiten nicht zerfasert, sondern glatt abgerundet, und der weichere Teil des Holzes zwischen der Maserung war wie ausgewaschen. Auf der einen Seite des Bretts steckte eine Art Nagel, dessen flacher Kopf, so groß wie ein Hosenkнопf, grün schimmerte.

»Der muss aus Kupfer oder Messing sein und hat Grünspan angesetzt«, dachte Bonnie. »Was soll ich mit dem Ding nun machen?«

Erst wollte er es ins Wasser zurückwerfen, dann besann er sich und nahm es mit zum Boot. Er zog sich an, schob das Boot wieder ins Wasser und ruderte aus der Bucht hinaus, bis er sein Segel setzen und die größte Strecke des Heimwegs segeln konnte. Am langen Steg im Hafen, an dem die Fischerboote immer anlegten, um ihren Fang abzugeben, warteten schon Johnnie und Lizzie. Sie waren enttäuscht über die magere Ausbeute, die Bonnie mitbrachte.

»Wo warst du nur die ganze Zeit, Bonnie?«, fragte Lizzie. »Seit einer Stunde warten wir auf dich.«

»Ich habe mich sehr bemüht, Fisch mitzubringen. Aber selbst auf die Angel wollte nichts beißen. Es war einer dieser Tage, an denen kein Fisch ins Netz oder an die Angel geht. Ich habe deshalb ein paar Muscheln besorgt, damit wir heute nicht ohne ein gutes Essen bleiben.«

Er reichte ihnen einen Beutel mit ihrem Anteil sowie den mit dem für ihn selbst bestimmten Rest der Muscheln und den einen Fisch und ruderte sein Boot anschließend an seinen Liegeplatz unter der Kaimauer. Er nahm seine Angeln und sonstigen Sachen auf, klemmte sich nach kurzem Besinnen auch das Stück Holz, das er gefunden hatte, unter den Arm, ging die paar Schritte nach Hause, legte seine Sachen ab und sah nach seinen Eltern. Er gab seiner Mutter den Fisch und die Muscheln für das Abendessen, säuberte seine Angeln und Netze und legte das Stück Holz in seiner Kammer auf die Truhe mit dem Gedanken, es bei nächster Gelegenheit ausführlicher in Augenschein zu nehmen.

Nach dem Abendessen, das aus den in einer Fischbrühe mit

Zwiebeln und Kräutern aus dem Garten, gegarten Muscheln und ein paar Scheiben Brot bestand, unterhielt er sich eine Weile mit seinen Eltern und ging dann in seine Kammer, um sich zur Ruhe zu legen, weil sein Tag als Fischer vor dem Morgengrauen begann. Er nahm dort erneut das Stück Holz in die Hand, das er am Strand gefunden hatte, und besah es sich genau. Er griff nach einen groben Lappen, um den Grünspan vom Nagelkopf abzureiben. Das gelang ihm nach einiger Zeit auch. Der Nagel schien aus Kupfer zu bestehen. Zu seiner Überraschung waren auf der Oberfläche Zeichen wie verschlungene Linien aufgetaucht.

»Das sieht fast aus wie ein Buchstabe oder ein Wort in einer mir nicht bekannten Sprache«, dachte er. »Ich muss gelegentlich den Herrn Pfarrer fragen. Vielleicht kann der daraus etwas herauslesen.«

Mit diesem Gedanken legte er das Stück Holz wieder auf seine Truhe, blies die Kerze aus und legte sich auf seinem einfachen Bett zur Ruhe.

Es mochten eine oder höchstens zwei Stunden vergangen sein, als Bonnie aufwachte, weil es hell zu werden schien. Er drehte sich auf seinem Lager zum Fenster, aber draußen war es nachtdunkel. Schließlich erfasste er, dass das Licht von der Truhe kam, genauer, von dem Stück Holz darauf. Um das Holz hatte sich eine helle Wolke gebildet, die langsam größer wurde und über der Truhe schwebte. Bonnie stützte sich auf seinen Arm und sah, wie sich in der Wolke eigenartige Strömungen bildeten. Dunkle Flecken tauchten auf, die plötzlich verschwanden und in anderer Form erschienen. Aus dem Ganzen begann sich ein bewegtes Bild zu formen, das erst teilweise verschwand, ehe es deutlicher wurde und ein wildbewegtes Meer unter einem dunkelwolkigen Himmel zeigte, aus dem Blitze zuckten. Es schien ein ungeheurer Sturm zu toben, obwohl kein Laut zu hören war. Es war gespenstisch. In der schweren See trieb ein Schiff, nicht zu vergleichen mit seinem eigenen Ruderboot. Es war sogar etwas größer als eines der Walfangschiffe aus den Häfen weiter südlich, denen er auf dem Meer schon begegnet war. Es war fremdländischer Bauart mit höheren Aufbauten und Segeln an einem dicken Mast, wie er sie so nicht kannte. Bonnie starrte wie gebannt

auf das ziemlich undeutliche Bild in der hellen Wolke. Er sah, wie das Boot mit den hohen Wellen wie ruderlos kämpfte, bis der Sturm das Segel zerfetzte und den Mast brach – alles ohne ein Geräusch zu verursachen. Unvermittelt fuhr ein scharfer Ruck durch das Schiff, sodass der halbe Mast und ein paar Aufbauten über Bord gingen. Es musste auf ein Riff gelaufen sein. Es zerbrach immer mehr, und die Wellen verschlangen einen Teil nach dem anderen. In dem diffusen Licht, das diese Szene erhellte, sah Bonnie die Silhouette einer dunklen, bergigen Küstenlinie und davor nur das tobende Meer. Bonnie blickte gebannt auf das entsetzliche Bild, über das sich nun Schleier legten, die zunehmend dichter und dunkler wurden, bis das Bild ganz verschwand und das Licht erlosch.

Bonnie legte sich auf seinem Bett zurück und dachte über das eben Erlebte nach. Es war, als wenn ihm das Stück Holz gerade seine Geschichte erzählt hätte, dachte er. War es Teil dieses Schiffs gewesen, dessen Untergang er soeben deutlich miterlebt hatte? Aber was für ein Schiff war es, und wo hatte sich das ganze Drama abgespielt? Seine Gedanken verwirrten sich und ehe er sich dessen bewusst werden konnte, war er eingeschlafen.

DIE PREUSSISCHEN ZWILLINGE

1.

Zu den Zeiten, als der große Friedrich König von Preußen war, lebte in dem Dorf Lichtenau in der Neumark, im fernen Osten der Mark Brandenburg, ein Bauer namens Heinrich Boltmann mit seiner Frau Anna. Das Dorf bestand nur aus fünf Bauernhöfen, die ihre Äcker und Wiesen in einer riesigen Lichtung im endlosen Wald hatten. Es gab in diesem Ort nichts außer den Bauernhöfen und einem kleinen See. Wenn die Einwohner sonntags zur Kirche wollten oder etwas beim Krämer, beim Schmied oder sonst wo zu besorgen hatten, dann mussten sie durch den Wald in das Städtchen laufen oder fahren, das knapp zwei Stunden Fußweg entfernt im Westen lag.

Der Boltmann-Hof war nicht sehr groß. Mitten in vielleicht vierzig preußischen Morgen Land stand auf einem von ein paar Eichen beschatteten Hofplatz das Bauernhaus. Es bestand aus der Diele mit dem Herdfeuer und zwei Schlafgemächern sowie, unter demselben Dach, der Tenne, um die sich, wie es üblich war, die Ställe für vier Kühe, zwei Kälber und zwei Pferde, sowie ein Raum für die Futtermittelzubereitung und das Waschen gruppierten. Über der Tenne war der Heuboden. Vor der Tür war ein tiefer Ziehbrunnen, der wundervoll klares, wohlschmeckendes Wasser hergab und noch nie versiegt war. Auf dem Hofplatz gab es ein weiteres Gebäude, in dem sich der Kornspeicher, der Schuppen für die Ackergeräte, eine Werkstatt, der Schweinekoben und der Hühnerstall befanden. Ach ja, und es gab den frei stehenden Backofen, in dem Anna Boltmann für sich und gegen ein kleines Entgelt auch für die anderen Bauern Brot buk.

Den Boltmanns und den vier anderen Bauern in dem Örtchen ging es eigentlich nicht schlecht. Sie hatten alles, was sie zum Überleben brauchten, wie Bauern ja selten Hunger leiden müssen, wenn sie in Frieden ihrer Arbeit nachgehen können. Aber ihr Leben war nicht einfach. Alles, was sie nicht selbst produzierten, sondern mit Bargeld kaufen mussten, Kleidung, Werkzeug, bestimmte

Nahrungsmittel wie Kaffee, Zucker und Salz, ein bisschen Tabak, war Mangelware, weil das wenige Bargeld, das vom Verkauf der eigenen Produkte hereinkam, zunächst natürlich für Saatgut und die allernötigsten Anschaffungen, die Reparatur des Pfluges, ein neues Kummet für eines der Pferde, ein paar neue Heugabeln oder andere wirtschaftlich wichtige Dinge ausgegeben werden musste. Denn davon hing schließlich das Überleben ab.

Trotzdem hätten die beiden Boltmanns wohl mit niemandem auf der Welt tauschen mögen, weil sie glücklich waren. Und weil sie glücklich waren, waren sie sich darin einig, eine große Kinderschar auf die karge Welt zu bringen. Und auch das war immer Bauernart. Im zweiten Jahr ihrer Ehe bekam Anna Boltmann Zwillinge, ein Mädchen und einen Jungen, die sie nach Familienverwandten, die die Patenschaft übernahmen, Erna und Arno nannten. Zu ihrem Kummer blieb es bei diesen beiden.

Die Zwillinge sahen sich bei der Geburt überhaupt nicht ähnlich und das wurde noch auffälliger, als sie aufwuchsen. Erna war mittelgroß, dunkelhaarig, dunkeläugig und feingliedrig, dabei lebhaft und schnell in ihren Reaktionen und in ihren Gedanken. Sie konnte singen wie eine Nachtigall und trällerte schon als kleines Mädchen den ganzen Tag Lieder oder Melodien vor sich hin, die sie mit spielerischer Leichtigkeit aufschnappte. Arno dagegen war hellhäutig und hellhaarig, blauäugig, groß und kräftig gebaut, oft still und in sich gekehrt und bedacht in allem, was er tat. Seine Liebe waren die Tiere des Hofes und des Waldes, insbesondere aber die Pferde, mit denen er umging, als seien sie ebenbürtige Lebewesen und die jedes Wort, das er sagte, zu verstehen schienen.

Das Band ihrer gemeinsamen Geburt war stark und hielt sie trotz ihres verschiedenen Aussehens und unterschiedlichen Naturells zusammen. Sobald sie als Kleinkinder Worte formen konnten, spielten und sprachen sie miteinander. Sie nannten sich gegenseitig ›Enni‹ und ›Anno‹ und dabei blieb es. Aus dem ständigen Zusammensein in den Babyjahren wuchs ein Bedürfnis zur Gemeinsamkeit, das in den Jahren, in denen sich die Persönlichkeit eines Menschen formt, nicht weniger wurde. Kurzum: Sie waren ein Herz und eine Seele. Wenn einer von ihnen etwas zu essen bekam, sah er erst, ob der

andere auch etwas hatte. Wenn Arno Holz aus dem Wald holen musste, half ihm Erna beim Tragen. Wenn die Kühe gehütet oder gemolken werden mussten, machten sie das gemeinsam. Wenn Arno auf einem der beiden kleinen und ziemlich temperamentvollen Pferde ausritt, jagte Erna auf dem anderen hinter ihm her. Als Arno im Teich das Schwimmen lernte, stürzte sich Erna hinter ihm ebenfalls ins Wasser. Sie schliefen in einem Bett, bis die Mutter ihnen eines Tages, als sie sieben geworden waren, sagte, dass sich das für Bub und Mädchen nicht mehr schicke.

Da alle Kinder im Lande nach dem Gebot des Königs Lesen und Schreiben lernen sollten, holten die Bauern abwechselnd an jedem Samstag bei Wind und Wetter aus dem Städtchen einen Lehrer ab, der ursprünglich Korporal bei den Grenadieren des Königs gewesen war und im letzten Krieg einen Arm verloren hatte. Schule war dann in der Scheune eines der Nachbarn. Im Übrigen waren die Kinder darauf angewiesen, dass ihre Eltern sich um ihre Fortbildung kümmerten, was auch geschah. Das Wort und der Wille des Königs bedeuteten damals viel im Land.

Erna und Arno wuchsen zur Freude ihrer Eltern auf. Mit inzwischen dreizehn Jahren waren sie an der Grenze zum Erwachsenwerden. Arno war lang aufgeschossen, bekam eine dunkle Stimme und die hübsche Erna fing an, ihre jugendhafte Schlaksigkeit zu verlieren. Beide waren gesund und kräftig, Arno sogar sehr stark für sein Alter, und mittlerweile waren sie gute Hilfskräfte in Haus und Hof.

Es herrschte Unruhe im Land. Der König führte wieder einen seiner Kriege um das ferne Land Schlesien, das er nicht der Kaiserin von Österreich überlassen mochte. Viel davon war bisher nicht bis in das Dorf der Boltmanns gedrunken. Sie hörten nur ab und zu an den Sonntagen, wenn sie zum Kirchengang in die Stadt fuhren, dass der König einige Schlachten gewonnen und einige möglicherweise verloren hatte. Aber sonst? Natürlich ging, was der König tat, auch sie etwas an, weil die Steuern immer höher geworden waren und Dinge, die sie brauchten, merklich knapper wurden. In der letzten Zeit gab es sogar Gerüchte, dass die Feinde des Königs bis in seine

Erblände, bis nach Brandenburg vordringen könnten. Aber das ließ die Boltmanns bislang ziemlich unberührt. Noch nie waren die gefährlichen Ereignisse des Krieges bis in ihr verborgenes Dorf im großen Wald gedrungen.

Es war hoher Sommer. Anna Boltmann hatte ihre Kinder gebeten, ihr wenn möglich einen Korb Pilze im Wald zu suchen und ein paar Beeren zu sammeln, Blaubeeren und Kronsbeeren, die jetzt gerade reif werden sollten. Erna und Arno hatten ihre Körbe bald gefüllt, denn niemand wusste im Wald so gut Bescheid wie Arno, der jede Stelle kannte, an denen Pilze oder Beeren zu ernten waren. Die Geschwister machten sich auf den Heimweg und kamen an den Weg, der vom Dorf in die Stadt führte. An einer Weggabelung, deren einer Zweig in ein anderes Dorf im Wald führte, blieben sie stehen, weil ein altes Weib, das an dem großen Stein saß, der an der Weggabelung lag, ihnen winkte.

»Ich bin hier auf meinem Weg in die Stadt vor Hunger zusammengebrochen, liebe Kinder«, klagte die Frau. »Habt ihr etwas zu essen und zu trinken für mich?«

Die Geschwister sahen sich an. Als Arno nickte, antwortete Erna: »Wir haben nur Wasser und Brot. Das wollen wir gern mit Euch teilen, liebe Frau.«

Sie reichte ihr den Krug mit Brunnenwasser und die Hälfte des Brotkantens, den ihnen die Mutter für den Morgen mitgegeben hatte.

Die Alte auf dem Stein trank und aß, während Erna und Arno ihren Anteil verzehrten.

»Ihr habt mir Gutes getan, liebe Kinder, denn so erschöpft von Hunger und Durst bin ich eigentlich noch nie gewesen. Aber die Zeiten sind schlecht. Der Krieg, der das ganze Land überzieht, beschert uns allen Leid. Ich habe kein Geld und auch sonst nichts, um euch eure Nächstenliebe zu vergelten.« Sie schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann ergänzte sie: »Ich habe die Gabe, vieles, was in der Zukunft liegt, zu sehen, wenn ich in die Hand eines Menschen schaue. Ich will euch als Entgelt für eure Wohltat gern mitteilen, was ich für euch voraussehe.«

Die Geschwister sahen sich wieder an. Diesmal war Arno zö-

gerlich, aber seine Schwester beschwor ihn: »Lass uns doch hören, Anno, was die gute Frau uns zu sagen hat. Wir müssen in diesen Zeiten schließlich alles erfahren, was uns hilft, auch wenn die Quellen, aus denen es kommt, nicht die üblichen sind. Und außerdem: Ich bin einfach neugierig!«

Arno grinste und nickte seine Zustimmung. Erna steckte ihre Hand der alten Frau hin, die sich das Gespräch zwischen den Geschwistern mit einem kleinen Lächeln angehört hatte.

Die Frau sah in die Hand des Mädchens und krümmte sich etwas, als wenn sie einen plötzlichen Schmerz fühle.

»Bitte halte das, was ich dir prophezeie, nicht gegen mich, liebes Mädchen. Aber ich bin immer ehrlich und ich sehe nicht nur Gutes. In Kürze wird dir großes Leid beschieden sein. Du selbst entgehst der Gefahr und wirst gerettet. Um deine Zukunft sei nicht bange. Sie führt dich weit weg von hier. Du wirst glücklich werden, wenn du deine Stimme pflegst.«

»Was heißt das denn, liebe Frau? Damit kann ich überhaupt nichts anfangen, weder mit deiner Warnung vor Leid noch mit der Aussicht auf ein besseres Leben wegen meiner Stimme«, ereiferte sich Erna.

»Ich kann nur kundtun, was ich sehe, liebes Kind. Es ist mir nicht gegeben, Leid und Freud, die einem Menschen beschieden sind, im Einzelnen zu erklären.« Damit wandte sie sich an Arno. »Wollt Ihr, junger Herr, auch wissen, was ich sehen kann, oder seid Ihr ängstlich vor der Zukunft?«

Arno hatte zunächst beabsichtigt, diese Vorstellung, die die alte Frau offensichtlich veranstaltete, um sich für die Hilfe der Geschwister zu bedanken, nicht mitzumachen. Aber als sie ihn ›Herr‹ nannte, wie ihn bisher niemand angedet hatte und trotzdem für ›ängstlich‹ hielt, streckte er fast trotzig seine Hand aus.

»Ich sehe, ihr seid Zwillinge und habt jeder ein Schicksal, zwar getrennt voneinander, das dennoch vergleichbar ist. Ihr, junger Herr, habt wie Eure Schwester schwere Zeiten vor Euch. Ihr werdet sie ebenfalls überkommen. Ich sehe ein Leben in der Fremde und viel Erfolg, wenn Ihr Euren Verstand und das Euch angeborne Verständnis für Tiere gebraucht. Und: Ihr werdet euch wiederfinden! Das ist alles, was ich sehe.«

Arno war diese Voraussage unbehaglich. Deshalb verlangte er von der Frau keine weitere Erklärung und verabschiedete sich schnell. »Vielen Dank, liebe Frau. Wir müssen jetzt leider nach Hause gehen. Seid vorsichtig auf Eurem weiteren Weg. Es tut uns leid, dass wir Euch nur den Rest Wasser in diesem Krug als Wegzehrung mitgeben können. Wir brauchen es nicht mehr, denn wir sind bald zu Hause«, und er reichte ihr den Krug, aus dem sie alle getrunken hatten.

Sie sagten »Lebewohl«, nahmen ihre Körbe auf und machten sich auf den Heimweg. Als Erna sich nach ein paar Schritten noch einmal umdrehte, um der alten Frau zuzuwinken, war die wie vom Erdboden verschwunden.

Die Geschwister kamen nicht dazu, sich darüber viel Gedanken zu machen, weil Arno zur Eile antrieb. »Wir sind spät, Enni. Es ist Zeit, die Kühe zu melken. Wir haben getrödelt.«

Als sich die beiden eine halbe Stunde später dem Ort näherten, blieb Arno plötzlich stehen und vergewisserte sich: »Riechst du nicht Rauch? Rauch wie von Herdfeuer, Enni?«

Die hielt ihre Nase in die Luft und schnüffelte. »Ja, Anno. Aber irgendwie anders.«

»Ich glaube, wir müssen uns beeilen. Irgendetwas ist im Dorf passiert.«

Sie kamen schließlich zum Rand des Waldes und sahen auf die große Fläche, in der ihr Dorf lag. Was sie erblickten, war ganz unerwartet und schrecklich. Der Hof der Messners, der ein paar Hundert Schritt weiter an ihrem Weg vor ihnen lag, stand in Flammen. Um den Hof tobte eine wilde Soldateska auf Pferden und zu Fuß, fremde Soldaten offensichtlich. Sie erspähten aus der Ferne, wie die Soldaten gerade eine Kuh, die sie aus dem Stall gezogen hatten, mit ihren Bajonetten töteten. Aus dem Stall schrien Schweine, als wenn sie dort lebend auf einen Speiß gesteckt würden. Und dazwischen mischte sich ein Laut, als wenn ein Mensch um Hilfe riefte.

»Wir müssen nachdenken, Enni«, warnte Arno, und hielt seine Schwester, die ihre beiden Körbe weggeworfen hatte, um zum Messner-Hof zu laufen, am Arm fest. »Das sind wahrscheinlich die Russen. Oder Leute der Österreicher. Wir wissen nicht, was mit

unserem Hof, was mit unseren Eltern ist. Wir können bei den Messners nichts ausrichten. Wir müssen erst zu unserem Hof. Komm!«

Er hatte seine Körbe auch abgesetzt und zog sie zurück in den Wald. Sie liefen um die große Lichtung herum, bis sie an eine Stelle kamen, von der sie ihren eigenen Hofplatz sehen konnten und blieben vor Schrecken wie versteinert stehen.

Vom Hofgebäude waren nur rauchende Trümmer zu erkennen. Und neben dem Brunnen lagen zwei stille Gestalten auf der Erde.

»Mama, Papa!«, schrie Erna und rannte auf die leblosen Körper zu.

Arno hatte vergeblich versucht, sie festzuhalten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als ihr nachzulaufen. Er hatte sie nicht ganz erreicht, als eine Gruppe von vier Soldaten in graugrünen Uniformen hinter dem Backhaus hervorkam und ihm den Weg versperren. Einer von ihnen hob sein Gewehr am Lauf und schlug es Arno gegen den Kopf, sodass er bewusstlos seitwärts in die Büsche des kleinen Gartens fiel.

Er sah deshalb auch nicht, dass sich die Soldaten über Erna hermachten, sie an Händen und Füßen griffen und von den Leichen ihrer Eltern zerrten, auf die sie sich laut schluchzend geworfen hatte. Sie wehrte sich mit Händen und Füßen, was die Soldaten nur lachend zur Kenntnis nahmen.

»Ach, was haben wir denn da für ein schönes, junges Täubchen gefangen?«, rief der größte von ihnen, ein ungeschlachter Kerl namens Iwan. Und zu den anderen: »Was meint ihr? Sollen wir es wieder fliegen lassen?«

Worauf die anderen nur grölten: »Nein, wir wollen das Täubchen behalten und mit ihm spielen!«, und nur noch lauter lachten.

In diesem Moment ertönte jenseits des kleinen Sees, von da, wo der Messner-Hof brannte, ein Trompetensignal. Die vier Soldaten blieben wie auf ein Kommando stocksteif stehen, ohne dass ihr Rädelsführer Erna losließ.

»Wir müssen leider erst zum Sammelplatz. Ihr wisst ja, was uns blüht, wenn wir auf das Signal nicht auf der Stelle die Beine in die Hand nehmen. Anatoli, der Sergeant, ist ein Himmelhund, der uns das Hinterteil anbrennt, wenn wir nicht sofort kommen. Aber wir nehmen das Beste von dem, was wir gefunden haben, mit. Du,

Gregori, nimmst das kleine Schwein, du, Fjedor, die Hühner und du, Wassili, die Brote und den Käse in der Decke. Wir müssen heute Abend doch was zu essen haben. Dagegen kann selbst der Sergeant nichts einwenden. Und ich nehme dieses Täubchen, damit wir später wenigstens ein bisschen Vergnügen haben.«

Und weil sich Erna unverändert mit Zähnen und Fingernägeln zur Wehr setzte, gab er ihr mit seiner großen Bauernfaust eine Kopfnuss, einen kleinen Schlag gegen den Kopf, der wie ein Klaps aussah und ihr augenblicklich das Bewusstsein raubte. Dann wickelte er sie in eine Decke, nahm das Bündel und warf es sich wie einen leichten Kleidersack über seine Schulter und machte sich, gefolgt von den anderen, so schnell es ging auf den Weg zum Sammelplatz.

Das Bataillon russischer Grenadiere hatte sich schon fast in Reih und Glied aufgestellt, als Iwan mit seiner Gruppe angelaufen kam. Die Begrüßung durch ihren Sergeanten war entsprechend.

»Natürlich, Iwan und seine Leute, wie immer die Letzten!«, blaffte er. Als er das Schwein und die Hühner sah, wurde er etwas ruhiger. »Na, zumindest habt ihr was zu essen mitgebracht. Was ist denn da in dem Bündel?«

»Brot und Käse, Herr Sergeant.«

»Und in dem anderen?«

Iwan stotterte etwas: »Ein Täubchen, Herr Sergeant.«

Anatoli, der Sergeant, wollte gerade aufbrausen, als er aus den Augenwinkeln sah, dass sich die vier Offiziere des Bataillons auf ihren Pferden näherten.

»Legt alles da bei den anderen Sachen ab und stellt euch sofort in Reih und Glied!«, bellte er.

Das geschah gerade rechtzeitig, bevor der Bataillonskommandeur und seine drei Kompanieführer ihre Pferde anhielten.

»Leute«, sagte der Hauptmann, »ich hätte euch gern etwas Ruhe in diesem Ort gegönnt. Es war auch nötig, dass wir unsere Verpflegung etwas ergänzen, die für euch in den letzten Tagen ziemlich schlecht war. Ich weiß das. Aber nun bekommen wir plötzlich hohen Besuch und müssen damit rechnen, dass wir zum Abmarsch aufgerufen werden. General Graf Wassenberg, der Chef dieser Armee, ist auf dem Weg zu seinem neuen Hauptquartier in der Stadt hinter

dem Wald und wird uns kurz inspizieren. Ich nehme an, dass wir bald in eine Bataille gegen die Preußen geführt werden. Also nehmt euch zusammen, Leute!«

Aus der Ferne war ein weiteres Trompetensignal zu hören und kurze Zeit danach kam eine Gruppe von fünf Offizieren auf ihren Pferden angetrabt, die vor der Kompanie verhielten. Die Kompanie hatte auf einen Befehl die Gewehre zum Präsentiergriff gehoben. Der Hauptmann meldete dem General, den man an dem Federbusch an seinem Dreispitz und seiner Uniform unschwer erkennen konnte. Der warf einen etwas uninteressierten Blick auf die Soldaten und winkte ab. Mit einem Seitenblick streifte er die Überreste des Bauerndorfs und fragte: »Haben Ihre Leute genug zu essen finden können, Hauptmann?«

»Jawohl, Exzellenz. Leider ging es nicht ohne Schäden ab. Wie immer.«

»Verstehe. Ihr werdet wie die anderen Kompanien in der Umgebung heute Abend weitere Befehle erhalten und müsst euch ab morgen früh bereithalten.«

»Zu Befehl, Euer Exzellenz.«

Der General wollte schon sein Pferd wenden, als ein lauter Schrei über den Platz hallte. Aus einer der Decken, die bei dem Haufen requirierten Provianten lagen, schälte sich eine Person und schrie erneut, sodass es über den Platz hallte: »Anno, Anno, hilf mir!«

Der General, Balte aus Riga in Diensten der russischen Krone, verhielt sein Pferd. Als baltischer Edelmann verstand und sprach er Deutsch. Er wandte sich zu einer seiner beiden Ordonanzen.

»Seht, was es mit dem Geschrei auf sich hat.«

Nach kurzer Zeit kam der Leutnant zurück. »Es ist ein Mädchen, Exzellenz, das man offenbar mit dem Proviant hierher geschleppt hat.«

»Bringt es her.«

Wenig später brachten zwei Soldaten Erna vor den General. Sie mussten sie fast tragen, weil sie sich, wenn auch schwächer, wehrte und heftig weinte.

Der General sagte auf Deutsch: »Wie heißt du? Hat man dir Gewalt angetan?«

Alle Offiziere, die das hörten, wurden steif. Nichts wurde in der russischen Armee rigoros bestraft als der Missbrauch von Frauen, ein leider nur zu häufiges Ereignis im Krieg. Die strenge Ahndung hatte sich noch verschärft, seit eine Frau, Elisabeth, Zarin der Russen war. Wenn ein solcher Missbrauch zur Kenntnis insbesondere der oberen Offiziersränge kam, gab es nur selten Erbarmen mit den Schuldigen und selbst die verantwortlichen Offiziere wurden dann wegen Vernachlässigung ihrer Aufsicht zur Rechenschaft gezogen und ebenfalls bestraft.

Erna war etwas ruhiger geworden, als sie sich auf Deutsch angesprochen hörte.

»Ich heiße Erna, Erna Boltmann. Man hat meine Eltern umgebracht und unseren Hof abgebrannt.«

»Das ist eine Folge davon, dass euer König mit uns Krieg führt. Ich bedaure ihr Schicksal, kann es jedoch leider nicht ändern«, merkte der General kühl an. »Haben dich die Soldaten missbraucht?«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint, Herr. Einer hat mir einen Schlag an den Kopf gegeben. Das ist wohl alles.«

Der General lächelte innerlich und besah sich das Mädchen, das ihm so geradeaus antwortete, etwas näher. Irgendwie entstand in seinem Kopf eine Assoziation mit seiner eigenen, etwa gleichaltrigen dunkelhaarigen Tochter Olga zu Hause, die schwermütig war. Und er dachte, es wäre schade um dieses junge Leben, wenn ich hier nicht eingreife. Denn es wird ihr hier mit Sicherheit schlecht ergehen, wenn ich nichts tue.

Wie auch gute Generäle in aller Regel kaum einen Gedanken daran verschwenden, wenn es sich um das Schicksal von Tausenden handelt, so sind sie doch in den Fällen, in denen ihnen ein Einzelschicksal zum Bewusstsein kommt, geneigt, wie Menschen zu reagieren und wenn möglich Hilfe zu leisten.

Er kitzelte etwas auf ein Blättchen Papier, das er aus dem Ärmelaufschlag seiner Uniform zog und wandte sich an seine Ordonnanz.

»Leutnant, nehmt das Mädchen, auch wenn es sich etwas wehren sollte, bringt es zu meinem Kammerdiener Arnold, der uns in meiner Kutsche folgt. Dies sind meine Wünsche: Er soll dafür sorgen, dass

sie nach Riga gebracht wird und in meinem Haushalt eine Stelle findet. Ich werde meiner Frau schreiben, was mit ihr geschehen soll.«

Er drehte sich zu Erna, die leise vor sich hin schluchzte. »Erna, du bist jetzt alleine auf der Welt. Ich kann dir nur helfen, wenn du tust, was ich dir sage. Geh mit diesem Offizier. Ich biete dir an, dass du in meinem Haushalt ein geordnetes Leben findest. Hier ist das für dich nicht mehr möglich. Ich habe eine Tochter, die ich sehr liebe und der du eventuell eine Hilfe sein kannst. Vielleicht überzeugt dich diese Mitteilung, dass ich es gut mit dir meine.«

»Aber was ist mit meinem Bruder Arno, Herr?«

»Da kann ich dir nicht helfen. Er ist ein Mann. Und muss ausbaden, was ein Krieg, besonders für junge Männer, mit sich bringt. Sei also vernünftig, Erna.«

Der General wandte sein Pferd und ritt an. Seine Begleitung folgte ihm.

Die Ordonnanz und zwei Soldaten nahmen Erna, die wie betäubt wirkte, in ihre Mitte und gingen zu einer geschlossenen Kutsche, die der Kavalkade des Generals gefolgt war und übergaben sie dem Kammerdiener, der wie sein Herr Deutsch sprach und in der nächsten Stunde begütigend auf Erna einredete und mit ihr in den Ort zurückkehrte, wo das bisherige Armee-Hauptquartier war. Dort bestellte er eine Kutsche und beauftragte einen Leibdiener des Grafen namens Michael und die Zofe Mirja, das Mädchen sicher zurück nach Riga zu bringen und sie der Frau Gräfin zu übergeben. Der Herr Graf werde der Frau Gräfin eine Depesche senden.

DAS HALSBAND

Zunächst war Alan nur ein kleines Bündel Menschheit mit schwarzem Flaum auf dem Kopf und einem roten Gesichtchen, in dem die Augen meistens ruhig geschlossen waren und das sich nur ärgerlich verzog, wenn er Hunger hatte. Er war die ganze Wonne seiner Mutter Ann Truewood und der ganze Stolz seines Vaters Arthur Truewood, eines Polizisten der Stadt Key West am Ende der langen Kette der Florida Keys.

Es dauerte nur wenige Jahre, bis aus dem kleinen Alan ein kräftiger Junge geworden war. Er war immer noch die Freude seiner Mutter und der Stolz seines Vaters, der nach einer erfolgreichen Dienstzeit von zwanzig Jahren inzwischen zum Sergeanten aufgestiegen war und in einem Polizeirevier mitten in der Stadt seinen Dienst tat. Etwa von Alans fünftem Lebensjahr an, hatte sich sein Vater mehr und mehr mit ihm befasst und versucht, ihm seine Auffassung, wie ein Amerikaner aufwachsen und zum Mann werden solle, beizubringen. Er achtete darauf, dass Alan in der Schule sein Bestes gab. Er kümmerte sich um die Schularbeiten, bis er sicher war, dass sich Alan aus eigenem Antrieb darum bemühte. Er sah die gute physische Konstitution seines Sohnes und tat alles, um ihn zu einem ausgezeichneten Sportler zu machen und ihm sportlichen Ehrgeiz einzuimpfen. Er spielte Basketball mit ihm und nahm ihn mit zu den großen Spielen bekannter Klubs. Er kaufte ein kleines Motorboot und fuhr mit seinem Sohn aufs Wasser zum Schwimmen, Fischen und Tauchen, Tätigkeiten, für die Key West die besten Möglichkeiten bot. Als Alan etwas älter wurde, nahm er ihn mit auf die Schießbahn der Polizei und brachte ihm das Schießen bei, eine Fertigkeit, die nach Meinung von Sergeant Arthur Truewood zu den besonderen Fähigkeiten seines Sohnes gehören sollte.

»Wenn du etwas anfängst, mache es richtig! Versuche stets der Beste zu werden. Und wenn du das nicht erreichen kannst, dann sei nicht enttäuscht, weil meistens jemand da ist, der besser ist als du. Aber gib nicht auf, dich zu bemühen!«, war seine Lehre.

Obwohl Arthur mit schöner Regelmäßigkeit betonte, dass er

seinem Sohn keine Vorschriften zur Berufswahl mache, im Herzen hoffte er doch, dass Alan eines Tages zur Polizei gehen und vielleicht in diesem Beruf Höheres erreichen werde als er selbst. Wie gute Väter das immer wollen.

Das Band zwischen Vater und Sohn wurde noch enger, als Ann Truewood ihre beiden ›Männer‹ nach einer schweren Lungenentzündung verlassen hatte. Sie richteten ihre Lebensgewohnheiten so aufeinander ein, dass sie füreinander sorgen konnten. Alan, inzwischen knapp fünfzehn Jahre alt, war für die Sauberkeit des Hauses und das Funktionieren der technischen Einrichtungen im Haus von seinem Vater, einem ehemaligen Korporal der Armee in Deutschland, von früh auf gedrillt worden. Das Kochen lernte er schnell. Einiges hatte er seiner Mutter abgeschaut, und den Rest eignete er sich rasch an. Denn was war schon schwierig in einem Haushalt von Vater und Sohn, von denen keiner an Gourmetküche, sondern an solides Standardessen einfacher Amerikaner gewöhnt war?

Alan hatte nicht viele Freunde. Es fehlte ihm einfach die Zeit dazu, Freunde um sich zu sammeln. Es gab seit der Lower School, der Grundschule, ›Ty‹, Tyrone Rodriguez, Sohn eines Lehrers, mit dem er den Weg durch die Schule bis zur Oberstufe der Highschool machte. Tys Familie kam ursprünglich aus Kuba, wie so viele Menschen in Südflorida, und sprach zu Hause ausnahmslos Spanisch, obwohl die Eltern schon in dritter Generation in Florida wohnten und sich zutiefst als amerikanische Bürger fühlten. Die Freundschaft zwischen den beiden physisch und auch nach ihren Interessen ziemlich unterschiedlichen Jungs hatte damit begonnen, dass Alan Ty vor ein paar ›bullies‹ in der Schule in Schutz nahm und sich für ihn prügelte. Ty war ein Licht in Geisteswissenschaften und Sprachen und vergalt Alan seine Hilfe mit Unterstützung in etlichen Schulfächern, vor allem bei der Erlernung der spanischen Sprache und mit treuem und klugem Rat in allen Anliegen, die Alan bewegten.

Außer zu Ty entwickelte Alan, als er fünfzehn war, eine weitere Beziehung, für die wohl nicht die Bezeichnung Freundschaft passte, die aber über die folgenden Jahre menschlich eng wurde, weil sie eine sich stetig vertiefende emotionale Komponente enthielt, die zu ›Tiatlu Notten‹.

Alan fuhr eines Tages alleine mit dem Motorboot zum Fischen. Einer der guten Fischgründe, die ihm sein Vater gezeigt hatte, lag zwischen den unbewohnten Inseln in der Nähe von Shark Key, zwei Meilen nördlich der Interstate 1, des Overseas Highway, der großen Straße. Als sein Ziel in Sichtweite kam, sah er aus der Ferne, dass dort schon jemand fischte: ein Mann in einem kanuartigen Boot. Als Alan näher gekommen war, hörte er auf einmal das donnernde Geräusch von Dieselmotoren. Hinter einer der über das Wasser verstreut liegenden Keys kam eines der berühmtesten Rennboote hervorgeschossen und nahm mit hoher Geschwindigkeit und riesiger Heckwelle seinen Weg nach Norden. Das Rennboot passierte den einsamen Fischer in seinem Kanu in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig Metern. Die drei Männer im Rennboot mit ihren Schutzbrillen mochten das Boot nicht einmal bemerkt haben, aber die Heckwelle ihres Bootes erfasste es, und es war plötzlich in den Wellen verschwunden.

Als sich das Wasser etwas beruhigt hatte, schwamm das Kanu kieloben auf dem Wasser. Von dem Mann war zunächst nichts mehr zu sehen. Alan fuhr näher heran und bemerkte schließlich, dass sich nicht zu weit vom Kanu etwas in den Wellen bewegte. Er sah wenig später den Mann aus dem Kanu, wie er mühsam versuchte, sich über Wasser zu halten. Er warf ihm ein Tau zu, das sich der Mann um die Hände schlang. So zog er den Mann an sein Boot heran und bedeutete ihm, dass es für ihn schwierig sei, ihn in das kleine Boot zu hieven. Dann warf er ihm seine Schwimmweste zu, die er sich unter den Brustkorb schieben sollte und machte ihm durch Zeichen klar, dass er ihn an das Ufer eines der nahe gelegenen Inselchen ziehen werde. Dort gingen sie an Land.

Der Gerettete würgte etwas und spuckte Wasser aus, zeigte auf sein Kanu, das kieloben in einiger Entfernung auf dem Wasser trieb. Als Alan mit dem Kanu im Schlepptau zurückkam, hatte der Mann seine Kleidung bis auf eine zerschlossene kurze Hose undefinierbarer Farbe abgelegt und zum Trocknen über die Büsche gehängt. Noch nie hatte Alan einen derart ausgemergelten Körper gesehen. Die Rippen stachen förmlich aus der ziemlich dunklen pergamentenen Haut. Die Augen waren tief eingesunken. Hauptmerkmale des Ge-

sichts waren die kräftige Nase, zwei etwas schläfrig wirkende, dunkle Augen unter hängenden Lidern und der verkniffene Mund. Das lange graue Haar war mit einem Lederbund zusammengehalten. Sein Alter war schwer zu schätzen, vielleicht siebzig, vielleicht auch viel älter. Der Mann sprach, wie sich herausstellte, kein Englisch, konnte sich nur gebrochen auf Spanisch verständigen. Im Übrigen schien er das genaue Gegenteil von redselig zu sein.

Der alte Mann untersuchte sein Boot. Der ärgste Schaden war, dass der kleine Motor nicht mehr funktionierte und dass sein Paddel und die Angelausrüstung verschwunden waren. Er fragte, ob Alan ihn mit seinem Kanu nach Hause schleppen würde, wozu der sich auch gern bereitfand. Sie banden das Kanu seitlich an Alans Boot. Als der Alte seine inzwischen getrocknete Kleidung wieder angezogen hatte, machten sie sich langsam auf den Weg weiter nach Osten und gelangten schließlich zu einem der kleinen, als unbesiedelt geltenden Keys, das nur aus einem Kranz von Mangroven zu bestehen schien. Der Alte wies auf eine unscheinbare Öffnung in der grünen Wildnis und Alan suchte mit dem Boot vorsichtig seinen Weg. Durch einen gewundenen Kanal kamen sie zu einer weiten Öffnung in dem Mangrovendickicht mit festem Grund, wo auf einem freien Platz zwischen ein paar Palmen und anderen Bäumen eine Stelzenhütte am Wasser stand. Sie machten die beiden Boote an einem Steg fest und gingen an Land.

Der Alte hatte sich mittlerweile offenbar erholt. Er entwickelte eine bemerkenswerte Geschäftigkeit. Zunächst verschwand er über eine hölzerne Leiter in der Hütte und kam mit einer Angelrute zurück. Danach ging er ein paar Schritte ins Wasser, fing binnen Kurzem zwei Einsiedlerkrebse, benutzte die als Köder und hatte in wenigen Minuten vier mehr als handlange Fische gefangen, junge Pompanos, wie Alan sah. Mit seiner Beute kletterte er in seine Hütte und machte ein Zeichen, dass Alan ihm folgen solle. In der Hütte war nicht viel zu sehen: ein Schlafplatz im Hintergrund, ein Hakenbord für Kleidung, ein Platz, an dem Gerät aufbewahrt wurde: Angeln, zwei Paddel, Werkzeuge; ein Platz für Vorräte: Kästen, Körbe, Tonnen. Und ein Platz unter einer Öffnung im Dach, an dem gekocht wurde. Dort machte der alte Mann sich zu schaffen und bewirtete

Alan auf der Veranda der Hütte mit gebratenem Fisch, mit einem Salat aus Avocados und Bananen und einem leicht berauschenden Getränk aus Kokosmilch.

Danach saßen sie für eine Weile schweigsam auf ihren Stühlen, bis Alan seinem Gastgeber auf Spanisch erklärt hatte, dass er nun leider gehen müsse, weil sein Vater ihn um diese Zeit zurückerwarte. Der Alte gab ihm zu verstehen, dass er für die erwiesene Hilfe dankbar sei und sich freuen würde, wenn er Alan wiedersehen würde.

Alan war so beeindruckt von diesem zufälligen Treffen und der Eigenart des neuen Bekannten, dessen Namen er nicht einmal kannte, dass er eine Woche später erneut einen Ausflug in die Gegend machte und mit einigen Schwierigkeiten den Weg zur Wohnstätte des alten Mannes in seinem Versteck fand. Der alte Mann hatte offenbar gehört, dass Alan mit seinem Boot kam, denn er stand am Wasser, als Alan ankam. Er hatte die Hand zum Gruß erhoben, etwas in einer fremden Sprache gemurmelt und ihn zum Essen eingeladen. Das Essen, Krebsfleisch, gewürzt mit dem scharfen Saft von Key Limes, kleinen Zitrusfrüchten, und ein gebackener Snapper, war unglaublich schmackhaft.

Als sie anschließend ziemlich schweigsam zusammensaßen und der Alte seine Pfeife rauchte, machte Alan den Versuch, etwas mehr von seinem Gastgeber zu erfahren. Er zeigte auf sich und teilte auf Spanisch mit: »Ich bin Alan, und ich danke für das Mittagessen.«

Der Alte sah ihn unter seinen Augenlidern eine Weile an. Dann nickte er, wies auf sich und sagte etwas, das wie »Tiatlu Notten« klang, nur dass der erste Name noch länger war. Als Alan das, was er aufgenommen hatte, nämlich »Tiatlu Notten« wiederholte, nickte der Alte erneut.

Seitdem war Alan häufiger zu Besuch in der Hütte von Tiatlu Notten auf »Key Nirgendwo«, wie Alan die Insel für sich getauft hatte. Er sah sich dort ein bisschen mehr um. Das Inselchen war sicher nicht mehr als hundert Yards im Durchmesser, mit einem an einigen Stellen sehr viel breiteren Mangrovingürtel drum herum. Außer ein paar Kokospalmen wuchsen nahe bei der Hütte diverse Bananenpalmen und Limettenbäume, und es gab mehrere

Kräuterbeete auf denen vieles, was Alan nie gesehen hatte, bunt durcheinanderwucherte. Die Wasserversorgung kam aus einer in die Korallenfelsen gehauene Zisterne, in die das Regenwasser vom Dach der Hütte geleitet wurde.

Zumeist verliefen die Besuche bei Tiatlu Notten völlig schweigsam, manchmal ging der Alte mehr aus sich heraus und er erzählte, erst in einer fremden Sprache, dann sich berichtend in gebrochenem Spanisch, dass er der letzte ›Kazike‹, was wohl ›Häuptling‹ bedeutete, eines kleinen Stammes der Kariben sei, der hierher in den Norden verschlagen worden sei. Er blickte dabei wie in sich selbst hinein, schien an lang vergessene Zeiten zu denken und sagte, dass sie eigentlich Nachkommen von Menschen seien, die weit, weit im Süden in einem großen Land mit hohen Bergen gelebt hätten. Aber genauere Angaben machte er nicht, auch später nicht, als sie erneut auf dieses Thema zu sprechen kamen.

DER SECHSTE SINN

Das Örtchen Bad Vöslau am Wienerwald, bekannt wegen einer alten Wasserburg, die die Reichsgrafen von Fries Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Schloss umbauen ließen, hat eine noch sehr viel ältere Besonderheit aufzuweisen, die dem Ort seine Bezeichnung ›Bad‹ beschert hat: seine Thermalquellen. Es heißt, dass schon die Römer in ihnen Entspannung und Besserung rheumatischer und arthritischer Beschwerden suchten.

Vöslau war allerdings nie so bedeutend, weder als sehenswerte Ortschaft noch als Kur- und Badeort, wie das wegen seiner Schwefelquellen seit alters her berühmte, benachbarte und größere Baden; aber es hatte immer, besonders auch Anfang des 20. Jahrhunderts, der Zeit, in der diese Geschichte sich zutrug, regelmäßige und loyale Besucher, nicht zuletzt aus den reichen Familien Wiens, wenn sie mehr Ruhe wünschten, als im lebendigeren Baden zu haben war.

An einem schönen Frühsommertag des Jahres 1902 fuhr eine geschlossene Kutsche auf einem der Sträßchen, die aus dem Ort aufwärts in den Wienerwald führen und dort ihr Ende finden, und hielt vor einem alten, aus Felssteinen gebauten Haus mit tief gezogenem Dach, das etwas versteckt zwischen Bäumen und Büschen vor dem Wald stand. Der Kutsche entstieg ein älterer Mann in dunkler Kleidung mit einem Zylinderhut auf dem Kopf, offensichtlich ein Mann, der das Befehlen gewohnt war, denn er rief zwei Bediensteten, die auf dem Kutschbock gesessen hatten, knappe Weisungen zu. Und während die das auf der Rückseite der Kutsche verstaute Gepäck aufnahmen, half er selbst einer schwarz gekleideten Dame mit Hut und Schleier aus der Kutsche. Der Dame folgte eine junge Frauensperson, die ein Bündel trug, in dem sich nur ein Baby befinden konnte, so sorgsam drückte sie es an sich. Die Dame drehte sich um und sah besorgt zu, wie sie mit dem kleinen Wesen umging.

Der Mann mit dem Zylinderhut ging voraus, öffnete die Haustür und stieß die Läden vor den Fenstern auf. Das Licht der Sonne strömte herein und beleuchtete einen großen getäfelten Raum mit Tisch und Stühlen, einem grünen Kachelofen, einem wuchtigen

alten Schrank, einem Tellerbord und einer gemütlichen Sitzecke mit Lehnstühlen und einem Schreibsekretär.

»Wir haben hier alles überholen und säubern lassen, Frau Bettina«, sagte er zu der jungen Frau, die Hut und Schleier abgenommen, auf den Tisch gelegt hatte und sich umsah. »Es war auch dringend notwendig, nachdem das Haus über zwanzig Jahre lang leer gestanden hat. Nun ist aber alles bestens wiederhergestellt und eingerichtet. Es sollte eigentlich nichts fehlen, was zu einem ordentlichen Haushalt gehört. Wenn es nicht so sein sollte, wie Sie es wünschen, müssen Sie es mir nur mitteilen. Mein Herr hat mir strenge Anweisung gegeben, dass alles nach Ihren Wünschen eingerichtet sein soll.«

Er öffnete den Schrank, in dem Porzellan, Gläser und Tischwäsche zu sehen waren, zog ein Schubfach auf, in dem Bestecke glänzten. Nun wandte sich an die beiden Arbeiter und wies sie an, diverse Körbe und Taschen in die Küche und die Koffer in das obere Geschoss zu tragen und danach auf weitere Anweisungen zu warten.

»Hier, Frau Bettina, ist die Küche und dahinter befindet sich die Kammer für das Mädchen.«

Der Blick durch die Tür in die Küche, in der er auch den Fensterladen geöffnet hatte, zeigte einen nicht zu großen, hell getünchten Raum mit einem neuen Herd, einem Tisch, einer Anrichte, einem Bassin mit einer Pumpe und einer Reihe blanker Kupfertöpfe und Pfannen, die an einem Bord hingen. An einer Seite des Raums waren zwei Türen.

»Dort ist die Tür zum Zimmer des Mädchens mit einer Waschecke, und die andere führt hinunter in den Keller. Ich zeige Ihnen das gern ein wenig später. Und nun lassen Sie uns nach oben gehen.«

Bettina Melchior sagte dem Mädchen, das ihr gefolgt war, dass sie das Baby auswickeln solle, sie komme gleich zurück. Sie folgte dem Mann über den Flur zur Treppe, die nach oben führte und ließ sich dort die beiden gut möblierten und mit Kachelöfen ausgestatteten Schlafräume, ein Boudoir für die Dame und ein etwas enges, aber sauberes Bad zeigen und nahm von allem mit einem Kopfnicken Notiz, ohne viel zu fragen oder anzumerken. Im geräumigen Schlaf-

zimmer hatte sie eine Kinderwiege mit kleinem Baldachin gesehen und befriedigt genickt.

Als sie wieder nach unten in den Flur kamen, wies ihr Führer auf die Tür neben der zum Abtritt hin und öffnete sie. Sie führte nach draußen hinter das Haus in einen Garten.

»Was ist das für ein Gebäude, da gegenüber?«, fragte Bettina Melchior.

»Das ist ein altes Badehaus. Für die Herrschaften, die dieses Haus bauten, sollte es nicht nur Jägerdomizil für ihre Jagd sein, die hinter dem Gartenzaun begann, sie wollten auch die kleine Thermalquelle nutzen, die auf diesem Grundstück gefunden wurde, und haben dafür ein eigenes Badehaus eingerichtet. Das Badehaus war noch gut instand. Es musste nur gesäubert werden und ist ganz ansehnlich. Es gibt heißes Thermalwasser und kaltes, ganz wohlschmeckendes Quellwasser. Wenn Sie mich fragen, ist das Mineralwasser. Man sollte das untersuchen lassen. Möchten Sie es sich jetzt ansehen?«

»Nein, Herr Minners, danke, das kommt später.«

»Dieser Messingschlüssel hier an dem Bund gehört zum Badehaus, Frau Bettina«, und er hielt einen Schlüsselbund hoch, den er ihr übergab.

Kurz darauf verabschiedete sich Herr Minners von Frau Bettina Melchior. Er hatte seinen Zylinder abgenommen.

»Es tut mir leid, dass alles so kommen musste, Frau Bettina. Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich hier wohlfühlen und dass es Ihnen und der kleinen Sophie gut gehen möge. Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Sie tun kann, lassen Sie es mich bitte wissen. Sie wissen ja, wo Sie mich finden. Ich tue gern alles, was ich kann, um Ihnen zu helfen, nicht nur weil mein Herr das so will, sondern weil ich Ihre Haltung und Ihre Auffassung vom Leben bewundere.«

Er küsste ihr die Hand, rief seine beiden Bediensteten und war ein paar Minuten später mit der Kutsche verschwunden.

Bettina Melchior stand einen Moment wie verloren in dem großen Wohnzimmer, dann zog sie sich ihre dunkle Kostümjacke aus, sank in einen der Sessel, seufzte und rief nach ihrem Mädchen: »Christl, bring mir bitte Sophie, es ist Zeit.«

Es dauerte nicht lange und sie sah in die hellblauen ernsten

Augen des Babys, knöpfte ihre Spitzenbluse auf, öffnete ihren Büstenhalter und begann, das Kind zu stillen.

Sie sah dabei ins Gesichtchen des kleinen Wesens in ihrem Arm, das sie stetig aus seinen blauen Augen anblickte, bewunderte es zum unzähligen Mal aufs Neue und verlor sich in Gedanken, wie so oft bei diesem engsten Zusammensein mit ihrem Kind.

Das war ihr also geblieben, das Wertvollste aus den zwei Jahren ihres Lebens mit und für Ludwig, der genauso hellblaue Augen hatte, wie seine Tochter. Ludwig Berstheim, Sohn des Kommerzienrats Oswald Berstheim vom Bankhaus Berstheim & Meister, einem der ältesten Bankhäuser Wiens. Was ›Ludchen‹, wie sie ihn genannt hatte, jetzt wohl machte, nachdem sein Vater ihn nach Amerika geschickt hatte, um das Bankgeschäft an der Wallstreet zu lernen. Weggeschickt, weil ihm der Umgang mit diesem ›Vorstadtmädchen‹ nicht passte und der zu allem Unglück noch ›Folgen‹ gehabt hatte.

Wie kam dieser Kommerzienrat Berstheim dazu, sie so zu behandeln? War sie nicht das Kind ehrlicher Handwerksleute? Hatte sie nicht das Kaiserin-Maria-Theresia-Oberlyzeum absolviert und sogar Französisch gelernt? Selbst wenn sie nicht studieren konnte, weil ihr das Geld dazu fehlte, war sie keine dumme Göre. Aber sie hatte es ja eigentlich von Anfang an gewusst, dass ein junger, reicher Mann wie Ludwig Berstheim nicht für ein Mädchen aus der Wiener Vorstadt bestimmt war. Sie hätte klüger sein sollen und dem geduligen Werben dieses blauäugigen Mannes mit den guten Manieren und dem hinreißenden Lächeln, den sie auf einem Volksmusikfest kennengelernt hatte, nicht nachgeben sollen.

Es kam halt, wie es kommen musste und wie es so vielen jungen Frauen ihrer Herkunft wohl in allen Zeiten gegangen war. Sie hatte seine Liebe genossen. Blindlings. Und immer noch, als sich dieses junge Wesen in ihr schon regte. Zumindest hatte ›Ludchen‹ versucht, sie ›ehrlich zu machen‹, aber er war gegen seinen Vater nicht angekommen. Und nun saß sie hier mit ihrem Kind in einem alten Haus, das man ihr gekauft hatte, mit einer Apanage, wie sie es genannt hatten, die ihr und dem Kind ein angemessenes Leben ermöglichen sollte. Geweint hatte sie nicht, jedenfalls nicht offen. Weinen hätte ja auch nicht viel genützt. Der Einzige, der sich in

diesen letzten Tagen, als Ludchen bereits über den Atlantik in die Neue Welt entschwendet war, um sie gekümmert hatte, war der Privatsekretär des alten Berstheim, eben dieser Michel Minners, der sie gerade hier abgeliefert hatte.

Ihre Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück und ihr Blick konzentrierte sich wieder auf die kleine Sophie. Deren Köpfchen war zurückgesunken, als sie satt war. Nun schlief sie. Die junge Frau ordnete ihre Kleidung und rief nach dem Mädchen.

»Bring sie in ihr Bettchen und bleibe bei ihr, bis ich nach oben komme, damit wir auspacken können.«

Drei Tage später hatten Bettina Melchior und ihre Hilfe, das Mädchen Christl, vom Haus Besitz ergriffen und angefangen, sich an die neuen Lebensumstände zu gewöhnen. Sie hatten zusammen das Haus vom Boden bis in den Keller in Augenschein genommen, Schränke und Truhen ausgewischt und, wie es sich gehörte, mit Papier ausgelegt und alle Dinge eingeräumt und geordnet. Sie waren am zweiten Tag gemeinsam in den Ort gegangen, was etwas beschwerlich war, weil Christl den hohen Kinderwagen, der auch mit dem Gepäck gekommen war, schieben musste. Der Weg bis zu den ersten Läden, zum Markt und schließlich zu St. Stephan, der großen Pfarrkirche, war nicht allzu weit. Sie hatten Brot, frische Milch, Gemüse und Obst gekauft und vor allem sich umgesehen, um den Ort, in dem sie in Zukunft leben würden, kennenzulernen.

Am darauffolgenden Tag hatten sie sich den Garten und das Badehaus vorgenommen. Der Garten würde noch etwas Arbeit brauchen, aber er schien pflegeleicht zu sein. Es gab diesen wundervollen Ahornbaum und eine Magnolie vor dem Haus, die allerdings schon geblüht hatte; hinter dem Haus standen ein paar Obstbäume auf einem Rasenplatz und an der einen Seite des Badehauses eine wundervolle Fliederhecke, die gerade angefangen hatte zu blühen. Dann waren sie in das Badehaus gegangen, Christl mit dem Baby immer hinterher. Die dunkle Holztür mit den Messingbeschlägen ließ sich erstaunlich leicht öffnen. Gleich neben dem Eingang stand ein kleiner Tisch und darauf eine Petroleumlampe. Das Licht der Lampe und einer zweiten, die Bettina zusätzlich entzündete, beleuchteten

einen größeren Vorraum, in dem zwei Sessel und ein Tisch standen. In den Fächern eines Bords lagen Decken und Handtücher. Aus dem Vorraum ging es durch einen Rundbogen in den eigentlichen Baderaum. Links an der Wand entlang zog sich ein in den Boden eingelassenes Marmorbecken, in das man über zwei Stufen hineinsteigen konnte. Das Becken war leer. Aus der Wand ragten zwei Wasserhähne aus Kupfer. Über dem Bad war ein Bild aus Kacheln in die Marmorwand eingelassen, das eine Bergwand zeigte, aus der ein Wasserfall herabstürzte. Auf der gegenüberliegenden Wand befand sich ein marmornes Wandbecken in der Form einer überdimensionalen offenen Muschel, über dem ein Wasserhahn angebracht war. Das Wasser kam aus dem Rachen eines marmornen Löwenkopfes. Auf jeder Seite des Beckens hingen an kleinen Ketten je zwei silberne Becher. Zwischen Bade- und Wandbecken standen mit dem Kopf zur Wand zwei Liegen. An der Wand darüber waren links und rechts von einem weiteren Kachelbild zwei Petroleumlampen auf Steinsockeln in der Wand angebracht. Alles war makellos sauber. Die Becher und Armaturen blitzten nur so.

»Wie schön«, staunte Christl.

»Ich möchte zu gern wissen, ob die Wasserleitungen funktionieren«, überlegte Bettina laut und drehte an dem Hahn über dem Wandbecken. In stetigem Strom floss Wasser in das Becken. Sie steckte zwei Finger unter das laufende Wasser und sagte: »Kalt!« Dann besann sie sich, nahm einen der silbernen Trinkbecher, füllte ihn unter dem Löwenkopf und trank in vorsichtigen Schlucken.

»Hm ...« Das Wasser schmeckte tatsächlich leicht mineralisch, etwas säuerlich, trotzdem sehr angenehm. Nach einem weiteren Schluck hatte sie das Gefühl, als wenn es nicht nur wohlschmeckend sei, sondern sie auch belebe, ihr irgendwie einen etwas leichteren Kopf mache. Merkwürdig. Sie sah sich noch einmal um. Dieses Badehaus war ihr wie eine eigentlich unnötige Zugabe zu dem alten Haus erschienen, nun sah sie es mit etwas anderen Augen. Ihr kam es vor, als habe sie einen unerwarteten Luxus hinzugewonnen. Ob sie das Bad selbst ausprobieren sollte? Na, dafür würde ja genügend Gelegenheit sein.

Sie trank den silbernen Becher leer und wandte sich an Christl.

»Es ist wirklich ganz nett hier, aber ob wir viel damit anfangen können, ist eine andere Frage. Komm, lass uns ins Haus gehen. Sophie braucht ihre Mahlzeit.«

Als sie sich über ihr Kind beugte, das sie mit seinen hellblauen Augen stetig anschaute, und dessen winzige Hand fasste, kam es ihr plötzlich vor, als wenn eine Art Strom von dem kleinen Wesen zu ihr überfließe und ihr irgendetwas Schönes sage. Sie schloss ihre Augen und die Empfindung wurde wenn möglich noch stärker. Wie eine Botschaft, dachte sie, dass es diesem anderen Wesen gut gehe und dass es sich wohl aufgehoben fühle. Langsam ebte dieses Gefühl ab, als sie ihre Augen wieder geöffnet hatte. Das Kind sah sie weiterhin mit ernster Aufmerksamkeit an, schloss aber bald die Augen und der Strom war versiegt. Sophie schlief.

Später, als sie in der Küche waren, schickte sie Christl in das Badehaus, um einen Krug kalten Wassers aus dem Löwenkopf über dem Wandbecken zu holen. Sie nahm ein Glas, bot eines Christl an und trank erneut mit Genuss. Und wieder war das Wasser nicht nur ein Genuss, sondern vermittelte ihr dieses belebende Gefühl, ja das Gefühl einer inneren Hellsichtigkeit. Sie sah Christl an, die dabei war, den Herd für das Abendessen vorzubereiten.

»Schmeckt dir das Wasser, Christl?«

»Ja, gnädige Frau, ganz gut. So, wie frisches Wasser eben schmeckt.«

Dabei schaute sie ihre Herrin an. Bettina Melchior blickte ihr in die Augen und hatte auf einmal den Eindruck, dass etwas von Christl zu ihr überging, wie ein Gedanke, den Christl ihr mitteilen wollte. Ja, das schien es zu sein. Christl war müde und fand die Arbeit am Herd anstrengend und stinklangweilig.

Bettina musste lächeln. Eigentlich ja zu verstehen. Die Eisenringe vom Herd heben, den Rost säubern und die Aschenlade entleeren, neues Feuer anlegen und so weiter – nicht die leichteste und für manche eine unangenehme Arbeit. Und ehe sie sich näher bedacht hatte, sagte sie: »Du bist müde, Christl, nicht wahr? Jetzt diese Herdarbeit ist nicht gerade das, was du dir wünschst. Ich kann das verstehen. Lass es gut sein für heute. Die Küche bleibt kalt. Ich mach mir ein Vesperbrot.«

Christl war puterrot geworden. »Aber bitte, gnädige Frau, ich will doch gerne alles tun. Nein, nein, ich bin nicht zu müde. Vielleicht ein bisschen. Ich habe mir das hoffentlich nicht anmerken lassen. Ich wollte ...«

Bettina Melchior unterbrach sie: »Ist schon gut. Ich hatte nur selbst das Gefühl, dass es für heute genug sei. Komm, hol uns das Brot, die Butter und den Käse aus der Lade, dann essen wir beide etwas und gehen anschließend früh ins Bett. Morgen ist ein neuer Tag.«

Christl nickte dankbar und tat alles wie gewünscht.

»Sie hat die Wirkung des Wassers nicht so gemerkt wie ich«, dachte Bettina, »sie ist davon allenfalls müde geworden.«

Mit aller Vorsicht versuchte Bettina herauszufinden, woher diese merkwürdige ›Geistesgabe‹, wie sie es nannte, stammte und welche Kräfte sie ihr bescherte. Offenbar hatte es mit dem Genuss des Wassers zu tun. Zuerst hatte sie den Eindruck gehabt, dass sie unmittelbar vor den Begegnungen mit den Gedanken und Gefühlen eines anderen Menschen ein paar Schluck von dem Wasser getrunken haben müsse. Sie fand hingegen bald heraus, dass sie ihre neue Begabung ständig behielt, wenn sie regelmäßig von dem Wasser genoss. Sie konnte das ja zunächst nur an den beiden Lebewesen ausprobieren, denen sie nahe kam, ihrem Baby und Christl, wobei sie nach ein paar Tagen immer ziemlich deutlich wusste, wie es Christl ums Herz war und was in ihrem Kopf vor sich ging, wenn sie ihr einigermaßen nahe war. Aber es brauchte dazu offenbar keinen körperlichen oder Augenkontakt. Es kam nur darauf an, dass sie sich selbst auf Christl einstellte, sich auf sie konzentrierte. Mit ihrem Baby ging sie vorsichtiger um, aus Besorgnis, dass bei einem derartigen geistigen Kontakt etwas Ungutes passieren konnte. Wenn sie jedoch das Kind auf dem Schoß hatte und mit ihm spielte, blieb es nicht aus, dass ihre Gedanken sich mit ihm beschäftigten, und sie fühlte einen deutlichen, wenn auch unbestimmten Kontakt, ein wärmendes Miteinander, deutliche Gefühlsregungen im Kind, die eigentlich nur Zufriedenheit, Satttheit oder Ähnliches ausdrücken konnten.

Ihre neue Gabe gewann sogar noch an Intensität, als sie zum

ersten Mal von der Thermalquelle Gebrauch machte und in dem Becken badete. Eines Morgens, als Christl zum Markt gegangen war, ging sie mit Sophie ins Badehaus, füllte das Becken mit dem warmen Thermalwasser, zog sich aus und setzte sich in die Wanne, sodass nur ihr Kopf herausschaute, um den sie ein Tuch gewunden hatte. Das Wasser fühlte sich zunächst heiß an, war aber dann gut zu ertragen. Den Kinderwagen mit dem Baby hatte sie neben die Liegen in der Mitte des Raumes gestellt. Sie merkte, dass sich ihr Körper im Wasser zunehmend entspannte und eine wohltuende Schwere bekam. Gleichzeitig fühlte sie, als wenn ihr Geist Schwingen entfaltete und sich ausdehnte, ein ähnliches Gefühl, wie sie es empfand, wenn sie das Mineralwasser trank, nur stärker.

Als sie so still dalag und ihren Geist etwas wandern ließ, kam ihr kurz Christl in den Sinn, ob sie ihre Besorgungen wohl gut erledige, und sie konzentrierte sich auf Christl und den Weg, den sie zurücklegen musste. Sie hatte dabei das unbestimmte Gefühl, dass sich eine Verbindung herstellte, fühlte aber nur undeutliche Regungen eines fernen Geistes. Sie dachte an Ludwig, der ihr manchmal in den Sinn kam. Nun versuchte sie mit ihren neu gefundenen Kräften, sich auf Ludwig, auf sein Gesicht und auf seinen Körper zu konzentrieren. Obgleich sie aus der Erinnerung Bilder hervorholen konnte, wenn sie die Augen schloss, wie das häufig war, wenn sie abends an ihn dachte, so gab es keine geistige Annäherung. Sie musste für sich lächeln. Das wäre wahrscheinlich ein bisschen viel verlangt. Wie weit es wohl war über den Ozean bis nach New York?

Plötzlich hörte sie, dass Sophie sich regte und anfang zu weinen. Das kam selten vor. Sie konzentrierte sich auf Sophie und musste mit ihren Gedanken wohl mütterliches Dasein und mütterliche Gefühle vermittelt haben, denn das Weinen verstummte sofort und ein zufrieden glucksendes Geräusch kam aus dem Wägelchen.

Bettina nahm das zum Anlass, aus dem Bad zu steigen, sich ein Badetuch umzulegen und in den Kinderwagen zu sehen. Bettina summte ein altes Kinderlied, trocknete sich ab und zog sich an.

Ihr letzter Gedanke, bevor sie das Badehaus verließ, war: »Ich sollte mir ein Badethermometer kaufen. Ich möchte wissen, wie heiß die Quelle ist. Ich möchte allerdings noch lieber wissen, was in dem

Trink- und dem Badewasser ist, das beides eine so merkwürdige Wirkung auf mich und mein Denken und Fühlen hat.«

Damit war keineswegs die Frage beantwortet, was sie mit dieser neuen Kraft ihres Kopfes bewirken könnte. Eines schien sicher zu sein: Sie konnte Gefühle und offenbar sogar Gedanken eines anderen Menschen aufnehmen. Galt das für alle Menschen oder mussten die besonderer Art oder auf sie eingestellt sein? Und was war, wenn diese Menschen eine andere Sprache hatten? Und galt es nur für Menschen oder auch für andere Lebewesen, Tiere oder sogar Vögel? Fragen über Fragen. Wichtig war zudem, ob sie nur aufnehmen oder auch weitergeben, also Menschen beeinflussen konnte. Sie musste all das ausprobieren, denn eines war sicher, sie musste irgendwie die Kontrolle über sich selbst behalten. Und dafür musste sie wissen, wozu ihr Kopf fähig war.

MEHR

Sean Whistler war neun Jahre alt, als sein Vater, John Whistler, Leiter der Niederlassung der ›General Life and Liability Insurance Company of Scotland‹ in Aberdeen, starb. Er war siebzehn, inzwischen ein mittelgroßer, ansehnlicher junger Mann mit hellblauen Augen in einem etwas blassen Gesicht unter dunklen Haaren, als Mary Whistler, seine Mutter, ganz unerwartet ihrem Mann folgte.

Acht Jahre lang hatten seine Mutter und er in dem kleinen Haus an der Mary Street im Nordwesten von Aberdeen, der alten Hafenstadt im Nordosten Schottlands zwischen den Flüssen Don und Dee, gelebt. Ihr Leben war einigermaßen gesichert gewesen, denn der Vater hatte vorgesorgt. Es gab außer einer Rente, die nach seinem Tod halbiert für seine Frau weiterlief, die Ausschüttung einer Lebensversicherung, die sicher in Staatspapieren angelegt worden war; weitere Ersparnisse wurden bei der Niederlassung der Clydesdale Bank verwaltet. Davon hatten Mutter und Sohn ein ausreichendes, wenn auch in manchen Dingen knappes Dasein führen können.

Im Übrigen hatten für sie über diese Jahre die Regeln weiter gegolten, nach denen der penible Vater das Familienleben geordnet hatte: »Lebe christlich, lebe sparsam und versuche in allem, was du tust, dein Bestes zu geben. Dann wird der sichtbare Erfolg nicht ausbleiben!«

Er hatte Vorkehrungen getroffen, dass sein Sohn eine möglichst gute Ausbildung erhielt und noch erlebt, dass Sean in die beste Highschool der Stadt, die ›Aberdeen Grammar School‹, aufgenommen wurde und gut vorankam.

Mary Whistler, seine Frau, hatte nach dem Tode ihres Mannes versucht, die von ihm gesetzten Regeln treulich einzuhalten und umzusetzen und so ihren Sohn im Sinne des Vaters erziehen. Sean hatte sich dem ganz angepasst, schon weil er seine Mutter sehr liebte und ihr keinen Kummer machen wollte.

Nun saß er alleine in dem für eine Person zu großen Haus und musste erstmals selbst entscheiden, wie sein Leben weitergehen sollte. Der Tod der Mutter war zu plötzlich gekommen. Einen Vor-

mund hatte er nicht, weil die jungen Leute in Schottland bereits mit sechzehn volljährig sind.

Natürlich hatte er im letzten Highschooljahr angefangen, sich darüber Gedanken zu machen, was nach dem Abschluss der Schule folgen sollte und darüber mit seiner Mutter gesprochen. Er hatte an ein Studium gedacht, andererseits war er sich nicht sicher, wohin er sich wenden sollte, weil er, wie er sich selbst eingestand, keine herausragende Begabung oder ein überwiegendes Interesse in irgendeiner Richtung hatte. Er war in der Schule immer gut mitgekommen, nie in irgendeinem Fach der Erste gewesen, aber auch nie einer der Letzten. Er hatte sich vor allem dank seiner Zähigkeit und Energie mit Erfolg am Schulsport beteiligt, war in den letzten Jahren Mitglied der Rudermannschaft der Schule gewesen und hatte verschiedene Preise als Mitglied und sogar Schlagmann des Doppelpapiers gewonnen.

Als Hobby hatte er – schon als kleiner Junge von seinem Vater dazu angeregt und gefördert – Briefmarken gesammelt und es inzwischen auf eine recht schöne Sammlung gebracht. Allerdings konnte die nicht mit der seines Vaters mithalten, deren Glanzstück der Bereich ›Britische Kolonien‹ war. Die war ihm dann nach des Vaters Tod zugefallen. Ordnung, Ergänzung und häufige Beschäftigung mit dieser Sammlung hatte manche freie Stunde in Anspruch genommen. Er fing an, ihren Wert durch Tausch, Zu- und Verkauf von Briefmarken gezielt zu erhöhen und genoss es, Wertsteigerungen seiner Sammlung nach den Katalogen festzustellen. Seine Mutter hatte zwar des Öfteren gemeint, dass er in der Schule wohl weit bessere Noten erreichen könne, wenn er mehr Zeit den Schulaufgaben als der Entwicklung seiner Briefmarkensammlung gewidmet hätte. Mit diesen Mahnungen hatte sie allerdings nicht viel Erfolg gehabt. Mädchen hatten ihn zwar angezogen, aber er hatte ein paar Primanerliebeleien als Zeitverschwendung abgetan.

Bei seinem Abschluss in der Highschool hatte Sean als sechster seines Jahrgangs nur ›Honors‹ erreicht mit einer Mischung von A-s und einigen B-s und einer besonderen Belobigung für seine Leistungen im Rudern. Sein Klassenlehrer, ein scharfsichtiger, älterer Pädagoge, hob in der Abschlussbeurteilung für seinen Zögling

hervor, dass Sean intellektuell und von seinen charakterlichen und sozialen Gaben die Möglichkeit habe, sehr gute Leistungen zu erbringen, wenn er an einer Sache wirklich interessiert sei, dass es aber der Schule leider nicht immer gelungen sei, ein solches Interesse zu wecken.

Was also studieren? Bereiche der sogenannten exakten Wissenschaften von der Mathematik bis zur Botanik oder Geologie eigneten sich nicht für ihn. Zu trocken und langweilig. Sprachen? Nicht genug Begabung. Wenn er nur an die Französischklassen dachte, wurde ihm unwohl. Seine Mutter hatte ja gemeint, dass vielleicht ein Studium der Rechte oder gar der Medizin infrage komme – jedoch für beides langte sein Interesse nicht; das Medizinstudium löste bei ihm sogar Gräuelforstellungen aus. Und die andere gelegentlich diskutierte Alternative ›Economics‹, Wirtschaftswissenschaften, riefen bei ihm kaum Ideen auf, was daraus denn einmal für ein Beruf werden könne. Zu wenig waren ökonomische Fragen Gegenstand der Schulbildung oder des Familiengesprächs gewesen.

Wieder einmal wollte er die Entscheidung auf morgen verschieben, als ihm der Gedanke kam, zu überschlagen, ob er sich ein Studium denn überhaupt leisten könne. Er ging zum Schreibtisch seiner Mutter und öffnete die Schublade, in der sie die Unterlagen, aus denen sich der finanzielle Rückhalt der Familie ergab, befanden. Er hatte hier schon ein paar Mal nachgesehen, wenn er Geld brauchte, aber nie einen ›Kassensturz‹ gemacht, wie sein Vater das früher genannt hatte.

Er nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift und fing an aufzuschreiben, was an Vermögen und Einkommen vorhanden war. Was die Einkommenseite betraf, war er schnell fertig. Mit Auslaufen der Rente gab es nur noch Zinsen und Dividenden aus den Anlagen aus der Lebensversicherung des Vaters und den sonstigen Ersparnissen. Da, wie er bei einem Vergleich der Abschlüsse der letzten Jahre sah, die Bestände selbst für den laufenden Lebensunterhalt in Anspruch genommen worden waren, waren die laufenden Einkünfte zurückgegangen und würden kaum ausreichen, seinen Lebensunterhalt zu decken. Und dann noch studieren? Nicht möglich. Dazu müsste also das Kapital erhalten. Wenn er die Bestände versilberte, mochte das

zur Finanzierung eines Studiums gerade reichen. Wenn er weitere Vermögensteile verkaufte, und da waren ja das Haus und seine Briefmarkensammlung, so mochte er das gut schaffen. In dem Fall war alles hin, was seine Eltern mühsam aufgebaut hatten. Sollte er sich das leisten, mit dem Risiko, dass er am Ende eines Studiums, von dem er bisher nicht einmal wusste, in welche Richtung es gehen würde, mittellos dastand? Also darauf vertrauen, dass er einen Job finden werde, mit dem er sein Leben finanzieren konnte?

In ihm rührten sich ernsthafte Zweifel, die ohne Frage aus seinem nach den Regeln seines Vaters geformten Lebensbild herrührten, vielleicht auch etwas mit seinen schottischen Genen zu tun hatten. Am besten nichts anrühren und riskieren, was man schon hat; es gibt immer andere Wege, zu etwas zu kommen!

Nach einer langen Nacht des Nachdenkens kam ihm der Gedanke, ob es nicht am besten sei, erst einmal zu lernen, mit Geld umzugehen, eine Fähigkeit, die er bis dahin nur im Bereich der Verwendung seines Taschengelds geübt hatte. Er fasste den Beschluss, das, wenn möglich, in einer Bank zu lernen. Den ganzen nächsten Tag beschäftigte er sich damit zu überlegen, wie er das anfangen solle. Vielleicht könnte ihm sein Onkel Malcolm Murphy, ein Bruder seiner Mutter, der, wie er wusste, früher bei einer Bank gearbeitet hatte, einen Rat geben. Er war seinem Onkel Malcolm selten begegnet, hatte ihn aber bei der Beerdigung seiner Mutter kurz gesprochen. Der Onkel hatte gesagt, dass es ihm leid tue und dass er ihn besuchen solle, wenn er einen Rat brauche. Bisher hatte Sean keinen Anlass dazu gesehen, zumal er wusste, dass sich Mutter und Onkel zeitlebens nicht gerade ›grün‹ gewesen waren. Aber nun konnte er tatsächlich Rat gebrauchen.

Onkel Malcolm lebte in einem ›Flat‹ in der Innenstadt von Aberdeen und öffnete die Tür nach dem Klingeln von Sean erst, nachdem er sich durch die Tür versichert hatte, wer vor ihr stand. Es war Nachmittag. Der Onkel war dunkel und ziemlich unordentlich gekleidet. Er lebte allein, was die Unordnung von Kleidung und Wohnung zum Teil erklärte. Er bat Sean in das Wohnzimmer. Er freute sich auf eine knurrige Weise offenbar über den Besuch und bot Sean entweder Tee oder Whiskey an, den er, wie er anmerkte,

um diese Tageszeit selbst immer trinke, seit er damals als ›Loan Officer‹ seiner Bank in Inverness für Kredite an die örtlichen Destiller zuständig gewesen war, bevor er nach Aberdeen versetzt wurde.

Sean kam nach der Beantwortung einiger Fragen darüber, wie es ihm gehe und was er mache, zur Sache und sagte, dass das gerade der Grund für seinen Besuch sei. Er brauche den Rat und womöglich die Hilfe seines Onkels. Dessen Miene war zunächst etwas misstrauisch, denn Rat war eine Sache, eine Bitte um finanzielle Unterstützung natürlich eine andere, hellte sich aber auf, als Sean erklärte, dass er sich überlege, eine Ausbildung in einer Bank zu machen. Diese Bitte entzündete in dem alten Banker eine wahre Woge verwandtschaftlicher Hilfsbereitschaft. Er begann, seinem Neffen von seiner eigenen lebenslangen Laufbahn bei der Bank of Scotland zu erzählen, der zweitältesten Bank im ganzen Commonwealth nach der Bank of England und überhaupt der solidesten Geschäftsbank in der Welt. Schließlich erklärte er, dass dies der vernünftigste Schritt eines jungen Mannes sei, sich auf ein Berufsleben vorzubereiten, denn egal wohin man später beruflich gehe, alles erfordere die Fähigkeit, sinnvoll mit Geld umgehen zu können. Und das könne man eigentlich weder in einer Schule oder Universität, sondern nur in einer Bank lernen. Jawohl, er sei durchaus in der Lage, seinem Neffen mit Rat und Tat zu helfen. Er habe immer noch gute Verbindungen zur Bank, obwohl er nun schon seit vier Jahren pensioniert sei. Zum Beispiel sei der Prokurist der Wertpapierabteilung der Hauptfiliale in Aberdeen, George Swithin, einmal sein Zögling gewesen und er kenne von früher und verschiedenen ›Reunions‹ auch diverse andere Leute der Bank und sogar einen der Direktoren. Er werde sofort morgen dort einen Besuch machen und die Möglichkeiten für ein Training seines Neffen eruieren. Ob Sean ihm denn irgendwelche Zeugnisse mitgeben könne. Das konnte Sean.

DIE ROTE MARIE

Vor vielen, vielen Jahren, als die Menschen noch nicht so klug und aufgeklärt waren wie heutzutage, lebte in dem Dorf Leutzell in den einsamen Bergen zwischen bayerischen und böhmischen Landen ein junges Mädchen, das den schönen christlichen Namen Maria trug. Aber jedermann kannte sie eigentlich nur unter dem Namen Marie, weil ihre Mutter sie so rief und sie sich deswegen selbst so nannte. Und weil sie so schönes, rotgold leuchtendes Haar hatte und von ihrer Mutter schon als kleines Mädchen vornehmlich in einen roten Rock gekleidet wurde, nannten alle sie nur rote Marie. Manche im Ort sagten, der Name passe vor allem ganz gut, weil sie auf der rechten Wange, gerade unter dem Auge, ein winziges rotes Mal hatte, gerade so groß, wie ein Marienkäferchen, das ihren lieblichen Gesichtszügen allerdings keinerlei Abbruch tat.

Marie lebte mit ihrer Mutter Anna Holter in einem bescheidenen strohgedeckten Haus mit einem Apfelgarten drum herum, das am Ende eines der Dorfwege stand, die sich in den bewaldeten Bergen verloren. Das Haus hatte Annas Eltern gehört und war davor seit mehreren Generationen stets in der Familie Holter gewesen, die Waldarbeiter, Tagelöhner, Handwerker und sogar einen Lehrer hervorgebracht hatte, wie Mutter Anna ihrer Tochter erzählte.

Mutter Anna hatte sich als junge Frau im Hospital eines Klosters der Benediktinerinnen in Regen, dem Leutzell am nächsten liegenden Städtchen, als Krankenschwester ausbilden lassen und war eines Tages schwanger zu ihren Eltern zurückgekehrt, hatte ihr Töchterchen zur Welt gebracht und Leutzell nicht mehr verlassen. Vom Vater der kleinen Marie war nie die Rede gewesen.

Mutter Anna hatte es zunächst schwer, ein normales Leben am Ort zu führen. Viele sahen sie scheel an, besonders, weil der Herr Pfarrer Krummbiegel ihr wegen ihres Lebenswandels die Kirche und die Teilnahme an der Messe verboten hatte.

Dann gab es ein Ereignis, mit dem sich die Meinung der Menschen im Dorf über Mutter Anna änderte. Als die von allen hoch angesehene Mälzer-Bäuerin, die Frau des reichsten Bauern im Ort,

bei ihrer Niederkunft Schwierigkeiten hatte, konnte keine Hilfe aus der Stadt kommen. Es war Winter und die Wege von der Stadt in die Berge waren unpassierbar. Da entsann man sich der Anna und ihrer Ausbildung als Krankenschwester und rief sie. Es gelang ihr, dem Hoferben sicher auf die Welt zu helfen, obwohl es ein beschwerliches Werk war, weil die Bäuerin schon die Mitte der vierzig erreicht hatte. Der Mälzer-Bauer konnte sich nicht genug tun, Anna zu loben, und die Bäuerin blieb ihr bis zu ihrem Lebensende eine Freundin.

Von diesem Tag an entwickelte sich Anna Holter zur Wehmutter und Krankenhilfe des Dorfes und erreichte als solche einiges Ansehen, obwohl die gewisse Scheu oder sogar Angst, die damals viele Menschen vor solchen Frauen hatten, die der Gesundheit dienten oder sogar mit dem Geheimnis von Geburten umgehen konnten, immer blieb. Als sie im Dorf das siebente Kind zur Welt gebracht hatte und die glücklichen Eltern sie baten, das Kind zur Taufe zu tragen, mochte selbst der bisher so kritische Herr Pfarrer Krummbiegel nicht mehr Nein sagen und öffnete seine Kirche und später auch die Messe und das Sakrament wieder für Mutter Anna und ihr Töchterchen.

Es waren noch die Zeiten, in denen die einfachen Leute kaum jemals bares Geld in die Hand bekamen. Man lebte von dem, was Feld, Garten und Stall einem boten. Die Holters hatten stets ein paar Hühner gehabt, einen Bienenstand mit vier oder mehr Völkern und ein oder zwei Schweine im Koben. Aus dem Garten kamen Gemüse und Obst, aus dem Wald Beeren, Pilze und Brennholz. Für ihre Arbeit bei den Bauern des Dorfs brachten sie meistens Lebensmittel nach Hause, selten ein paar kleine Münzen, mit denen dann die sonstigen wichtigen Dinge fürs Leben, Salz und Zucker, Stoff für Kleidung, Geschirr und Werkzeug, gekauft werden mussten, wenn man das nicht auf dem Wochenmarkt gegen Eier, Honig oder einen Korb Äpfel eintauschen konnte.

Und so ging es auch Mutter Anna mit ihrem Haushalt. Da war der Garten mit Obst und Gemüse, es gab fünf Hühner, vier Bienenkörbe und zwei Ziegen im Stall, die Marie bereits im Kleinkindalter im Apfelgarten hüten musste. Ihre Mutter hielt sie schon früh an, Dinge zu lernen, die zu einem einfachen Haushalt gehörten, wie

Aufräumen, Fegen, Unkraut jäten, Hühner füttern und etwas später die Aufgaben mit höheren Anforderungen, wie Kochen, Waschen, Nähen, Stricken, Stopfen, das Melken der Ziegen und die Unterstützung bei der Herstellung von Käse. Die nächsthöhere Stufe war die Hilfe bei der Betreuung der Bienen, die Gewinnung von Honig und Wachs, die Herstellung von Kerzen, die Mitarbeit bei der Sammlung und Trocknung von Kräutern und der Herstellung von Salben und Tinkturen, die Mutter Anna für ihre Arbeit als Krankenschwester brauchte.

Schließlich begann Mutter Anna, ihrer Tochter das Höchste an Bildung, was sie vermitteln konnte, beizubringen: das Schreiben, Lesen und Rechnen. Da war die kleine Marie sechs Jahre alt. Sie saßen in der dunklen Jahreszeit jeden Abend bei dem Schein einer Kerze aus Bienenwachs am Küchentisch und übten das ABC, einfaches Rechnen, das Lesen und die lateinische Sprache mithilfe einer Schiefertafel und einer alten Bibel. Die hatte ein Urgroßonkel, der Lehrer geworden war, einmal ins Haus gebracht, und mit deren Hilfe hatten seitdem einige wenige aus Generationen von Holterkindern ihren Weg zu geistiger Tätigkeit gefunden, der zu der Zeit eigentlich nur dem Klerus und einer beschränkten Zahl von Personen der oberen Klassen vorbehalten war.

Aber dies entfernte sie von den anderen Menschen des Ortes, in dem man keine Schule kannte. Denn nichts trennt Menschen in aller Regel mehr voneinander als der Unterschied im Grad ihrer geistigen Bildung. Und das blieb nicht ohne Folgen für Mariés Behandlung durch die Kinder von Leutzell. Das zeigte sich, als ihre Mutter sie eines Tages für eine Besorgung in den Ort schickte, von der Marie atemlos zurückkam und ihrer Mutter beichtete, dass sie laufen musste, um ein paar Kindern zu entkommen, die hinter ihr hergerufen und sogar Steine geworfen hatten. Voller Stolz berichtete sie ihrer Mutter, dass die anderen Kinder ihr nichts hätten anhaben können, weil sie so viel schneller laufen könne als alle, was auch tatsächlich eine ihrer großen Gaben war.

»Was haben sie denn gerufen, Marie?«, fragte die Mutter.

»Ich habe das nicht so ganz verstanden. Es hörte sich an wie ›rote Marie, doof wie Karlie ...‹«

»Wie Karlie Duhrmann, der Dorftrottel? Wenn's nicht schlimmer kommt! Wer waren denn die Kinder?«

»Wie immer die, die dort an der Kirche und im Pfarrersgarten spielen. Der Anführer ist Peter, der Sohn der Haushälterin von Hochwürden.«

»Hm, Marie, sie wissen nicht, was sie tun, sagte schon der Herr. Du musst dir das nicht zu Herzen nehmen. Sie selbst können nicht einmal Lesen und Schreiben, was du kannst. Sieh dich nur vor, damit dir nichts zustößt.«

Aber es passierte doch ein paar Monate später, als Mutter Anna ihr Mädchen mit einer Salbe zu einer Patientin, einer Bäuerin am anderen Ende des Ortes, geschickt hatte. Diesmal kam Marie mit einer blutenden Wunde am Kopf zurück.

»Um Gottes willen, mein Kind. Was ist denn vorgefallen?«

»Sie haben mir wieder aufgelauert. Sie schrien, ich sei so doof wie Karlie und da habe ich es ihnen zurückgegeben, dass sie selbst dumm wären und nicht einmal Lesen und Schreiben gelernt hätten, was ich längst kann, nicht wahr, Mami? Du hast das selbst gesagt.«

»Ja, das habe ich. Das wissen die Leute im Ort wohl auch inzwischen. Trotzdem sollte man nicht damit angeben. Und dann?«

»Ja, dann fingen sie an zu schreien und mit Steinen zu schmeißen und ich bin gerannt. Ein Stein hat mich getroffen. Aber ich habe es ihnen gegeben und war wie immer schneller als sie.«

Mutter Anna reinigte die Wunde und rieb sie mit einer Pflanzensalbe ein.

Es ereignete sich noch ein drittes Mal, dass Marie hochrot vom Rennen, jedoch ohne Blessuren nach Hause kam und auf die Vorkhaltungen ihrer Mutter nur berichtete, dass die Kinder sie beinahe wieder erwischt hätten. Sie wandte sich fragend an ihre Mutter: »Was ist ein ›Hurenbankert‹, Mami?«

»Du lieber Himmel, Marie. Wo hast du denn dieses Wort aufgeschnappt?«

»Sie haben es geschrien, die Kinder mein ich. Diesmal: ›Hurenbankert, Marie, mia moach'n di hi!««

»Das ist wirklich sehr schlimm, mein Schätzchen, beides, der Ausdruck und die Drohung. Die Kinder drohen dir ja mit Gewalt,

mich bezeichnet man damit als ein Straßenmädchen und beschimpft dich mit diesem Gassenwort als Kind ohne einen Vater. Schlimmer kann es eigentlich nicht mehr kommen. Ich muss da etwas unternehmen, und du solltest nicht mehr alleine ins Dorf gehen.«

»Ich habe keine Angst, Mami, und ich bin denen stets entkommen.«

»Es ist schon genug geschehen und irgendwann einmal könnte es schlimm für dich ausgehen, so schnell du auch rennen magst. Also folge meiner Bitte. Wir gehen ab jetzt immer zusammen, und das ist doch sowieso schöner, als wenn man alleine geht, nicht wahr?«

Das sah Marie sofort ein.

Am nächsten Tag gab Mutter Anna ihrer Tochter einiges im Haus zu tun und ging, um einen Krankenbesuch im Ort zu machen. Als sie den Besuch erledigt hatte, ging sie zum Pfarrhaus und traf den Pfarrer zufällig in der Tür an. Der nahm sie auf ihre Bitte mit in sein Studierzimmer und sie redeten eine Weile miteinander. Über das, was Anna Holter dem Herrn Pfarrer sagte, wurde nie etwas bekannt. Aber die Haushälterin, die hinter der Küchentür gehorcht hatte, wusste, dass Hochwürden seine Besucherin bis zur Haustür brachte und etwas gemurmelt hatte, wie: »Das wird nie wieder passieren, Holterin. Ich versprech's.«

Am Sonntag predigte Hochwürden in der Hochmesse über die Liebe zwischen den Menschen, die das Leben in jeder Gemeinschaft, »auch in unserem Dorf«, erst lebenswert mache und dass diese, von Christus befohlene Liebe, nicht nur für die Erwachsenen gelte, sondern ebenso für die Kinder und ihren Umgang miteinander. Ausgrenzungen von anderen Kindern, wie es schon einmal vorkomme, seien gegen christliches Gebot und daher ein Werk des Teufels. Die Gemeinde bedachte das und mancher Vater und manche Mutter nahm sich vor, dem eigenen Nachwuchs das auch zu Hause nahezubringen.

Ein weiteres Ereignis, das nicht unbemerkt blieb, war, dass Peter, der Sohn der Haushälterin des Herrn Pfarrers, eines Tages verschwand. Es hieß, dass er jetzt in der Familie eines Bruders der

Haushälterin weiter südlich in Bayern aufwachse, weil es dort für ihn die Möglichkeit gebe, eine Schule zu besuchen.

Folge dieser Veränderungen und Einflüsse war, dass sich die Gruppe der Kinder, die von Peter angeführt ihr Spielen bis an kritische Grenzen getrieben hatte, ihres Führers beraubt, auflöste, obgleich das eigentlich niemand sonst im Ort so recht bemerkte, nur Mutter Anna und ihre Tochter Marie, die zwar weiterhin fühlten, dass ihnen die Menschen mit einer gewissen Scheu begegneten, aber keinen Anlass mehr hatten, sich im Ort zu fürchten.

Marie wuchs zur ganzen Freude ihrer Mutter heran. Sie lernte nach und nach alles, was ihre Mutter wusste und ging ihr zur Hand, wo sie nur konnte. Sie verbrachten schöne Stunden gemeinsam auf ihren Wegen in die Berge, wenn sie Pilze und Beeren oder auf den Waldwiesen Heilkräuter suchten und sie später gemeinsam trockneten oder verarbeiteten.

Natürlich waren ebenfalls die Abendstunden, die sie bei Kerzenschein verbrachten, schön und förderlich für das Mädchen, wenn sie Lesen und Schreiben übten und an Handarbeiten werkten oder sich auch nur unterhielten.

Am allerschönsten aber waren die Besuche unten im Tal, in der Stadt Regen. Sobald der Winter sich verzogen hatte und die Wege hinunter trocken waren, besuchten die beiden regelmäßig alle zwei Wochen samstags die Stadt, um das, was sie anzubieten hatten, zu verkaufen. Manchmal gingen sie von Tür zu Tür bei inzwischen bekannten Kunden und boten Honigwaben an, die in selbst geflochtenen Binsenkörbchen lagen, oder Kräuterbündchen, die zum Würzen in der Küche, als Duftmittel in der Wäsche oder zur Abwehr von Motten und sonstigem Ungeziefer begehrt waren. An anderen Tagen breiteten sie auf dem Markt ein Tuch aus und boten Honig, Kerzen, Kräuter und was sie sonst aus dem Stall, dem Garten oder dem Wald mitgebracht hatten, an: Eier, Pilze, Äpfel und Ziegenkäse. All das trugen sie in zwei alten Kiepen hinunter in die Stadt, ein Fußweg, der länger als zwei Stunden dauerte. Der Rückweg dauerte noch länger, weil es bergauf ging. Diese Besuche in der Stadt brachten nicht nur die so dringend benötigten Groschen ein, sondern versorgte die beiden darüber hinaus mit Gesprächsstoff

für viele Stunden. Ihre Erlebnisse waren ja auch mannigfaltig. Sie lernten gute und schlechte Menschen kennen.

Einmal erlebten sie einen Zug, in dem ein Schwerverbrecher auf dem Henkerskarren zum Galgenberg vor der Stadt gefahren wurde: ein recht junger Mann, der wegen eines Raubmordes verurteilt worden war, wie man sagte. Ein blasses, erschöpftes Gesicht mit toten Augen, ein von der Folter zerstörter Körper, der zusammengesunken in den Fesseln hing, die eigentlich überflüssig waren. Neben ihm der schwarz vermummte Scharfrichter und ein Mönch in brauner Kutte. Die Vollstreckung des Urteils erlebten sie nicht mit. Mutter Anna meinte, dass der Tod eines Menschen eine höchstpersönliche Angelegenheit sei und dass die öffentliche Tötung eines Menschen eine Verirrung sei. Wenn jemand für ein Verbrechen mit dem Tod büßen müsse, dann sei dies ein Akt der Fürsorge der Obrigkeit für das gute Zusammenleben der Menschen und müsse nicht auch zum Schauspiel gemacht werden.

Es blieb trotzdem für die junge Marie ein unauslöschlicher Eindruck, der im Folgejahr, diesmal allerdings im Guten, von dem Erlebnis bei Weitem übertroffen wurde, als der junge Herzog Albrecht von Bayern auf seinem Weg zum König von Böhmen in Prag in einer glanzvollen Prozession durch die Stadt zog. Es war gerade wieder Markttag und wundervolles Frühlingswetter. Jedermann auf dem Markt wusste, dass ein großes Ereignis bevorstand, denn die Stadt war mit Wimpelgirlanden, Fahnen und Birkengrün geschmückt, der Stadtvogt hatte durch Soldaten in ihren Paradeuniformen einen Weg für den Zug zum Rathaus freihalten lassen. Am Rathaus war die Stadtmusik aufgezogen und unterhielt die Menge.

Gegen die Mittagsstunde hörte man schon von ferne Musik und das Geräusch von Pferden und Wagen. Ein Läufer kam vorbei und rannte zum Rathaus, um die Ankunft zu melden, worauf sich der Rat vor dem Rathaus versammelte, um den hohen Gast mit dem Schlüssel der Stadt und einem Ehrentrunke zu empfangen. Die Menge drängte sich an die Absperrungen, machte lange Hälse und bewunderte das Gepränge des Zuges: die Fahnenträger und Soldaten in ihren bunten Uniformen, die Kutschen und Fanfarenbläser. Schließlich kam der junge Herzog mit seinem prachtvoll

aufgetakelten Gefolge. Er ritt ein edles, sehr lebhaftes Pferd, das eine Schabracke in den Wittelsbacher Farben, dem blau-weißen Rautenmuster, trug. Der Herzog war ein zwanzigjähriger Jüngling mit dunklem Haarschopf und einem fröhlichen Lachen auf seinem schönen, mit einem kecken Schnurrbart und Kinnbart gezierten Gesicht. Er trug ein blaues Wams und enge Reithosen, ein blaues Barett mit einer langen Feder auf dem Kopf und winkte nach links und rechts in die Menge. Offenbar gefielen ihm die Huldigungen und der Aufwand, den man seinetwegen machte.

Marie stand mit ihrer Mutter in der ersten Reihe, direkt hinter der Absperrung, als der Zug vorüberzog und der Herzog an ihnen vorbeikam. Marie sah zu ihm hinauf und wie es der Zufall wollte, sah der Herzog just in dem Moment zu ihr hinunter. Marie folgte, als sich die Augen trafen, einem Impuls und warf ihm einen schönen Apfel, den sie mitgenommen hatte, zu. Der Herzog war geistesgegenwärtig, fing den Apfel in der Luft und biss herzhaft hinein. Dann verhielt er sein Pferd, hob erst die Hand grüßend an sein Barett, griff in die Tasche seines Wamses, knotete etwas in ein buntes Band, das er von seinem Wams riss und warf das Band mit dem Inhalt Marie zu, die es auch glücklich auffangen konnte. Er warf ihr eine Kusshand zu und folgte dem Zug mit ein paar Sprüngen seines Pferdes. Alles klatschte begeistert. Marie war rot geworden vor Überraschung und Freude und hatte Tränen in den Augen. Es war, als hätte sich ihr der Himmel geöffnet.

DIE QUELLE

In einem abgelegenen, kleinen Seitental an den südöstlichen Hängen der Eifel, da, wo noch heute die Bäume so alt sind und so dicht stehen, dass selten ein Sonnenstrahl bis auf den Boden fällt, entspringt einer der Bäche, die der Mosel zufließen, einem der schönsten Flüsse in deutschen Landen. Um die Quelle ziemlich am Ende des Tales ist eine kleine Lichtung im dichten Wald. Überall um die Quelle herum liegen, manchmal durch wucherndes Gebüsch verdeckt, Steintrümmer.

Das Wasser sprudelt aus einer Spalte im felsigen Boden, drängt sich durch altes Laub und Steine, die die Quelle etwas überdecken, fällt über einen Rand aus moosüberwachsenem Stein, und läuft zunächst durch das Gras, das auf der Lichtung wächst, bis es plötzlich zwischen großen von Flechten überwachsenen Felsen in einem kleinen Wasserfall herabstürzt und danach seinen Verlauf durch den Wald nimmt. Es ist ein Ort, an dem sich allenfalls die Tiere des Waldes sehen lassen, um dort zu trinken.

So war es jedenfalls Ende des 19. Jahrhunderts, als der Wald wesentlich ausgedehnter und wilder war als heute und bis an die Mosel und an die Grenzen der Stadt Trier reichte und die Menschen ihre Straßen und Spazierwege noch nicht in jede Falte der Natur gelegt hatten. Zu der Zeit also trug sich Folgendes zu:

1.

In der alten Bischofsstadt Trier lebte kurz vor der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert eine Witwe namens Anna-Maria Nolte. Ihr Mann, der Königlich Preußische Postamtmann Hermann Nolte, hatte sie schon sechs Jahre zuvor alleine gelassen. Witwe Nolte hatte einen Sohn, Julius, dem ihr Leben gewidmet war. Julius, Primaner am Königlichen Gymnasium, lang aufgeschossener, dunkelhaariger Träumer von siebzehn Jahren, dankte seiner Mutter das, was sie für ihn tat, mit Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft.

Die Noltes lebten in einem Häuschen am Rande der Stadt mehr schlecht als recht von der mageren Pension, wie sie die Witwe eines Postamtmanns erhielt, von dem, was der kleine Garten, den Mutter und Sohn mit Liebe pflegten, hervorbrachte und von geringen Nebeneinnahmen. Witwe Nolte verkaufte Handarbeiten, an denen sie nächtelang arbeitete, an ein Geschäft in der Stadt, und Julius gab Nachhilfeunterricht in Latein und Mathematik, neben Kunst und Biologie seinen Paradefächern. Für das, was er, angeregt von seinem Kunstlehrer Dr. Mertens, als Helfer in zwei Museen und beim Kulturamt der Stadt tat, gab es nicht mehr als einen Zehrpennig.

Die einzige Ablenkung und Erholung für Julius war das Wandern. Er hatte das von seinem Vater mitbekommen, der den Jungen schon als kleinen Bödel auf seine Fußmärsche, meistens die Mosel entlang, mitgenommen hatte. Julius machte seine Streifzüge fast jedes Wochenende bei Wind und Wetter, wie von seinem Vater vorgegeben, häufig die Mosel abwärts Richtung Longuich und Schwaich oder die Mosel aufwärts Richtung Konz und Luxembourg. Aber er unternahm auch Touren in die Eifel oder in die Wälder südlich der Stadt. Seine Mutter konnte er nicht bewegen mitzukommen. Sie mahnte nur immer, er solle noch bei Helligkeit nach Hause kommen, weil sie sich sonst Sorgen mache.

Die wichtigste Frage, die Julius und seine Mutter bewegte, als es für Julius langsam auf das Abitur zuging, war, was er anschließend beruflich tun solle.

Wenn es nach seinen Vorlieben gehen würde, gestand er seiner Mutter, würde er studieren wollen: Kunstgeschichte, Archäologie, alte Sprachen. Dafür reichte das Geld leider nicht. Es brach seiner Mutter fast das Herz. Eine Lehrerbildungsanstalt zu besuchen, was mithilfe der Kirche möglich gewesen wäre, und sein Leben der Erziehung von Kindern widmen, das wollte Julius nicht. Er sagte seiner Mutter und jedem, der sich wohlmeinend in diesen Disput einschaltete, seine eigenen Lehrer, der Pfarrer ihrer Kirche und ein alter Onkel, dass er sich für einen solchen Beruf nicht eigne.

Das Abitur kam, und Julius bestand es glänzend, wenn man von seiner mangelnden Begabung für sportliche Leistungen einmal absah.

Er bewarb sich bei verschiedenen Stellen in Trier und bekam schließlich eine Anstellung im Kulturamt der Stadt, weil man ihn, sein Interesse und seine Zuverlässigkeit seit Langem aus seiner Tätigkeit als freiwilligen Helfer kannte. Das Salär war zwar gering, aber mit den Nachhilfestunden, die er weiterhin abends gab, konnte er nun besser als bisher zum wirtschaftlichen Wohlergehen der Familie beitragen.

Die Arbeit im Kulturamt im Bereich ›Historische Bauten und Anlagen der Stadt‹ machte Julius Freude. Er vertiefte sich in die Unterlagen des Amts über die Geschichte der vielen, aus zwei Jahrtausenden überkommenen Baulichkeiten und vermehrte sein Wissen über die für die Stadt wichtigsten historischen Ereignisse durch reges Studium in verschiedenen Bibliotheken. Sein Eifer und sein zunehmender Sachverstand machten ihn in seinem Bereich so beschlagen, dass man ihm die Arbeit an einer Dokumentation über die Geschichte einzelner Gebäude übertrug und für offizielle Führungen zu den historischen Gebäuden der Stadt einsetzte, auf denen er beredt, weil vertraut, die Sehenswürdigkeiten der Stadt wohl darzustellen wusste. Schließlich fing er auch an, kleine Arbeiten über Dinge, die die historischen Gebäude der Stadt betrafen, im ›Trierer Volksboten‹, der von den sogenannten besseren Kreisen von Stadt und näherer Umgebung vornehmlich gelesenen Zeitung, zu veröffentlichen. Dies geschah mit ausdrücklicher Billigung seines Abteilungsleiters, des Städtischen Amtmanns Eugen Busse, der ihm wohlwollte. Aus dieser Tätigkeit zog Julius eine hochwillkommene Aufbesserung seines Einkommens.

2.

An einem schönen Sonntagmorgen im Mai machte sich Julius wieder einmal zu einer Wanderung auf. Er hatte vor, eine neue Ecke der südlichen Eifel zu erkunden. Der Wald musste jetzt im Frühling besonders schön sein. Es war recht früh und die Sonne noch nicht aufgegangen, als er sich auf den Weg machte. Er war schnell über die Römerbrücke auf der anderen Seite der Mosel und nahm die

kleine Straße, die seit alten Zeiten hinauf in die Eifel nach Bitburg führt. Nach einer Weile, als er bereits etwas höher in den Bergen war, verließ er den Weg, der neben der Straße verlief und folgte einem ihm bis dahin unbekanntem, ziemlich unbenutzt erscheinenden Pfad, der nach links in den Wald führte. Er war schon ein gutes Stück vorangekommen, als sich der Weg irgendwie im Wald verlor. Er war zunehmend zugewachsen und das Fortkommen wurde schwieriger. Das machte Julius allerdings nicht viel aus, weil er einen guten Orientierungssinn hatte und sich sicher war, die allgemeine Richtung hinunter zur Mosel immer finden zu können. So streifte er noch für eine Weile zwischen den hohen Bäumen durch den Wald, freute sich, als er einem Rehbock dabei zusehen konnte, wie er sein Gehörn verfegte und sich böse erschrak, als Julius ihn ordentlich anpiffte, weil er es mit dem Gebüsch zu arg trieb. Laut schimpfend sprang der Bock ab. Julius folgte ihm über eine Anhöhe und gelangte in ein bewaldetes Tal, in dem ein munteres Bächlein floss. Er folgte dem Bächlein aufwärts und fand seinen Weg plötzlich durch einen Absatz von großen Felsbrocken behindert. Der Bach bildete zwischen den Steinen einen kleinen Wasserfall. Julius kletterte über die Felsen und stand unvermittelt an einer mit Gras bewachsenen Lichtung im Wald.

»Was für eine Überraschung!«, dachte Julius. »Welche Einsamkeit und Stille!« Das Glucksen und leichte Rauschen des Wassers war das einzige Geräusch.

Julius folgte dem Wasser über die Waldwiese und fand nach Kurzem zwischen Geröll und ein paar Büschen die Quelle des Bächleins.

»Der schönste Platz, den man sich wünschen kann, um Rast zu machen«, dachte Julius und setzte sich dicht bei der Quelle auf einen länglichen Stein und sah dem Wasser zu, sah, wie es aus dem Boden kam, von irgendeiner Kraft aus dem Boden nach oben gedrückt wurde und einen kleinen, runden Berg zu bilden schien und dann nach einer Seite über einen mit Moos bewachsenen Rand abfloss.

Julius packte seine Wegzeherung aus und biss herzhaft in das Butterbrot, ohne das ihn seine Mutter nie auf eine Wanderung gehen ließ. Als er Durst bekam, sah er auf die Quelle. Das Wasser sah so sauber und erfrischend aus. Konnte man einen besseren Trunk

finden? Aber man musste erst einmal das halb verrottete Laub über einem Teil der Quelle entfernen.

Julius kniete sich hin und begann, die Öffnung der Quelle in den Felsen von Laub, alten Zweigen und ein paar Steinen zu befreien. Je mehr Unrat er wegnahm, desto eigentümlicher kam ihm das Ganze vor, denn diese Öffnung war in der Mitte einer flachen Vertiefung im Stein, der stellenweise mit grünem Moos und ein paar Algen bewachsen war.

Als aller Schmutz weggeschwemmt war, schöpfte Julius mit der Hand etwas Wasser aus der Quelle und roch erst einmal daran. Es roch sauber und hatte daneben einen leichten, aber appetitlichen Beigeruch. Julius schöpfte noch einmal und kostete. Nach einem vorsichtigen Schluck trank er den Rest und schöpfte mehrfach, um sich satt zu trinken. Er konnte sich nicht erinnern, jemals etwas Besseres getrunken zu haben. Ein Wunderwasser!

Inzwischen hatte er sich neben der Quelle gelagert. Er aß den Rest seines Brotes, trank erneut und sah dem Wasser zu.

Das Glitzern des sprudelnden Wassers und das leise Plätschern schläferen ihn ein. Er legte seinen Kopf auf seine Jacke und machte die Augen zu.

Das helle Licht der Sonne blendete fast. Auf einer steinernen Ruhebänk neben einer Quelle, die aus dem Boden kam und in einem schönen Sandsteinbecken aufgefangen wurde, saß ein Mann mittleren Alters, der ein weißes Gewand mit einem Purpursaum trug. Vor ihm stand ein jüngerer Mann in der Uniform eines römischen Offiziers.

»Ihr solltet einmal dieses Wasser versuchen, Tribun, und nicht immer nur den sauren Wein trinken, den man hier anbaut«, sagte der Ältere und hob das silberne Trinkgefäß, mit dem er Wasser aus der Quelle geschöpft hatte, an den Mund. »Es hat eine ungemein belebende Wirkung. Ich kann eigentlich schon gar nicht mehr ohne dieses Wasser auskommen. Nicht ohne einen Grund habe ich mir diese Villa hierher gebaut, ein bisschen abseits des Getümmels unten im Tal.«

Der jüngere Mann lächelte und folgte der Aufforderung des Älteren. Er füllte einen zweiten Becher aus der Quelle und probierte das Wasser.

»In der Tat, außerordentlich erfrischend, Legat.«

Eine hübsche junge Frau in einem weißen, fließenden Gewand kam aus dem Haus hinter der von Säulen umstandenen offenen Veranda.

»Julia, wir haben Besuch. Dies ist Tribun Marcus Julius Aemilius. Er ist seit einer Woche hier und mein Vertreter in der Legion.«

»Willkommen, Tribun. Ich bin froh, dass Vater endlich Unterstützung bekommt. Wenn Ihr mich fragt: Die Verwaltungsarbeit hier in der Präfektur für ganz Gallien, die er zusätzlich zu seiner Aufsicht über die Legion zu leisten hat, frisst ihn fast auf. Er glaubt ja, dass er mit diesem Wasser hier gesundheitlich alles durchstehen kann. Aber ich traue dem Frieden nicht.«

»Nun lass einmal deine ewige Kritik, Julia, und kümmere dich um unseren Gast. Zeig ihm das Haus und die Schönheit seiner Lage. Vielleicht hat er auch Lust, sich hier oben anzubauen.«

Julia zog eine Grimasse, lächelte den Tribun an und lud ihn ein, ihr zu folgen.

»Ich muss meinem Vater ja zustimmen, dass man an keinem schöneren Ort wohnen kann, als hier«, bestätigte sie und wies auf die Aussicht. Von dem Ruheplatz aus sah man, wie das Wasser der Quelle durch einen Garten floss, in dem Büsche und Blumen wuchsen. Über den Garten hinweg konnte man weit über das Land, fast bis hinunter in das Tal der ›Mosella‹, sehen. Selbst Teile der Stadt ›Augusta Treverorum‹ waren noch zu erkennen. Vor den Westwinden, die Regen und Unwetter brachten, war man in dieser Lage durch den Berg hinter dem Haus und den Urwald geschützt. Hinter den Säulen, die die Terrasse einrahmten, begann das eigentliche Haus, das ziemlich weitläufig nach Art römischer Landhäuser gebaut und eingerichtet war.

Der Tribun fühlte sich in der Gesellschaft der jungen, vielleicht achtzehnjährigen, dunkelhaarigen Frau wohl, und auch sie warf ab und zu einen interessierten Seitenblick auf ihren Begleiter, einen schlanken, dunkelhaarigen Mann mit energischen Gesichtszügen. Der schien zu wissen, was er wollte. Jedenfalls sah er nach mehr aus als die vielen jungen Offiziere, die sie bisher in der Stadt kennengelernt hatte.

»Aber das bin ja ich selbst, der Tribun«, dachte Julius verblüfft, wachte auf und rieb sich die Augen. Er setzte sich auf und sah noch etwas benommen auf die Quelle, die unverändert sprudelte und deren Wasser dann als Bächlein über die Waldlichtung davonfloss.

Da war nichts mehr von einem blühenden Garten und dem weiten Ausblick über die Höhen hinunter in das Tal der Mosel.

Er schüttelte über sich selbst den Kopf. Wie konnte man nur so lebhaft träumen? Er ließ eine Hand in das Wasser gleiten. Seine Finger glitten über den Boden der Vertiefung im Felsen, die abgesehen von den Stellen, wo Moos wuchs, auffällig eben war. Plötzlich ertasteten seine Finger eine Linie im Boden. Eine gerade Linie.

Julius setzte sich auf und sah in das Becken. Da wo seine Finger die Linie gefühlt hatte, war das Moos beiseitegeschoben. Er entfernte mehr Moos und noch mehr Moos und Algen. Als der Schmutz weggeschwemmt war, sah er auf dem Grund das Zeichen ›L‹.

Julius war aufgestanden und starrte fasziniert ins Wasser. Er musste dieser Sache auf den Grund gehen. Er zog seine Jacke aus und machte sich an die Arbeit, säuberte die Umgebung der Öffnung im Fels, aus der das Wasser herausquoll, von Moos, Algen und verrottetem Laub und Steinen, nahm Sand in die Hand und rieb den Boden ab. All das dauerte wohl eine knappe Stunde. Zunächst war wegen des aufgewirbelten Schmutzes nichts zu sehen. Nach einiger Zeit wurde das Wasser wieder klar und sauber. Julius sah von oben auf die Quelle, die ein Becken aus hellem Sandstein füllte, das nur von Menschenhand gemacht sein konnte. Und auf dem Grund des Beckens standen über der Öffnung der Quelle, zwar ausgewaschen, dennoch gut leserlich, die Zeichen: L. F. Q. CCCLXXXI.

Julius war überwältigt. Und was das völlig Unerklärliche war: Das Becken und die Quelle ähnelten ganz dem Wasserbecken, aus dem der ältere Mann in seinem Traum geschöpft hatte.

Er hatte etwas Unglaubliches entdeckt. So viel Sachverstand hatte er, dass es sich um Zeichen aus der Römerzeit handelte. Die Zahl zu übersetzen war nicht schwer: 381. Er musste nachsehen, was in der damaligen Zeit in Trier geschehen war, das damals, wie er natürlich wusste, ›Augusta Treverorum‹ hieß und Sitz einer römischen Präfektur war und zeitweise wohl noch größere Bedeutung hatte.